



Institut für Geschichte
des ländlichen Raumes

Rita Garstenauer / Ulrich Schwarz / Sophie Tod

Alles unter einen Hut bringen

**Bäuerliche Wirtschaftsstile in zwei
Regionen Niederösterreichs 1945–1985**

St. Pölten 2012

Rural History Working Papers 15

Publikationsort dieses Aufsatzes:
Historische Anthropologie 20 (2012) H. 3.

Herausgeber:
Institut für Geschichte des ländlichen Raumes (IGLR)
Kulturbezirk 4, 3109 St. Pölten, Österreich
Telefon: +43-(0)2742-9005-12987
Fax: +43-(0)2742-9005-16275
E-Mail: ernst.langthaler@noel.gv.at
Website: www.ruralhistory.at

Alles unter einen Hut bringen

Bäuerliche Wirtschaftsstile in zwei Regionen Niederösterreichs 1945–1985

von Rita Garstenauer, Ulrich Schwarz und Sophie Tod

1. Zugänge¹

Alles unter einen Hut bringen – diese Redensart bringt die Erkenntnisse, die wir bei der Interpretation von Gesprächen mit „(Alt-)Bäuerinnen“ und „(Alt-)Bauern“ in zwei niederösterreichischen Regionen in den Wintermonaten 2010/11 gewonnen haben, auf den Punkt. Zwar spricht sie keine Erzählerin und kein Erzähler an; doch entspricht sie einer in diesen Erzählungen erkennbaren „Ordnungsweise“², die sich in ähnlicher Gestalt auch in anderen Forschungen zu bäuerlichen Arbeits- und Lebensverhältnissen zeigt.³ Diese Redensart verweist auf eine Lebensart – auf die alltägliche Anforderung, verschiedene, auch widersprüchliche Teilaspekte bäuerlichen Arbeitens und Lebens in einen Gesamtzusammenhang zu bringen. Frau und Mann, Alt und Jung, Familie und Betrieb, Natur und Technik, Agrarpolitik und Marktkräfte – inwiefern dies alles unter einen Hut gebracht werden kann, bildet ein übergreifendes Leitmotiv des Erzählkonstrukts, aber auch des daraus rekonstruierbaren Alltagslebens. Diese Redens- und Lebensart weist über die Interaktionen zwischen Personen und Personengruppen hinaus; neben den Eigenlogiken menschlicher Akteure gilt es auch, jene nichtmenschlicher Akteure – der Maschinen, Gebäude, Tiere, Pflanzen, Witterung und so fort – unter einen Hut zu bringen. Sie bezeichnet die teils

¹ Dieser Aufsatz ist ein Ergebnis des FWF-Forschungsprojektes *Farming Styles in Austria, 1940s–1980s* (FWF P20922-G15), das von Jänner 2009 bis Juni 2012 am Institut für Geschichte des ländlichen Raumes in St. Pölten gelaufen ist; er präsentiert die Ergebnisse des Projektmoduls 3. Zur Projektarchitektur siehe den Beitrag von Ernst Langthaler in diesem Heft. Die Autorinnen und der Autor danken Benjamin Schiemer für seine Mitwirkung an Interviewführung und -interpretation sowie Ernst Langthaler für seine Mithilfe beim Erarbeiten dieses Textes.

² Zur „Ordnungsweise“ (*mode of ordering*) als Basisoperation der Akteur-Netzwerk-Bildung vgl. John Law, *Organizing Modernity*, Oxford – Cambridge, MA 1994, 104f.

³ Vgl. Thomas Fliege, *Bauernfamilien zwischen Tradition und Moderne. Eine Ethnographie bäuerlicher Lebensstile*, Frankfurt a. M. – New York 1998, 420–428, der bäuerlichen Lebenswelten eine erstaunliche Fähigkeit zur Integration „traditionaler“ und „moderner“ Elemente zumisst.

habitualisierte, teils reflektierte Strategie,⁴ die Eigenlogiken menschlicher und nichtmenschlicher Akteure – von Dingen, Menschen und Ideen – zu einem zwar polylogischen, aber insgesamt stimmigen Zusammenhang, einem „sozio-technischen Netzwerk“⁵, zu verknüpfen. Dieser von der Akteur-Netzwerk-Theorie⁶ angeregte Zugang führt die Agrargeschichte zu einem praxeologisch gewendeten Struktur- und Systembegriff: Agrarstrukturen und -systeme gewinnen Gestalt gegenüber ihrer Umwelt erst über die Kohärenz stiftende Praxis von Akteuren.⁷ In diesem Sinn argumentiert Jan Douwe van der Ploeg, dass

„[...] empirical enquiries have revealed that heterogeneity exists in many different agricultural systems. The patterns of coherence underlying this heterogeneity are what is referred to as ‘styles of farming’. These styles represent the material, relational and symbolic outcomes of strategically ordered flows through time. Taken together, they make up a richly chequered range that extends from different forms of peasant agriculture, via highly complex combinations, to different expressions of entrepreneurial agriculture.”⁸

Kurz, Agrarsysteme und Landwirtschaftsstile bezeichnen zwei Seiten derselben Medaille, des Agrarstrukturwandels als Praxis.

In diesem Beitrag zeichnen wir anhand von Fallstudien ausgewählter bäuerlicher Familienbetriebe in den Regionen Mank und Mödling von Mitte der 1940er bis Mitte der 1980er Jahre das stilgeleitete Unter-Einen-Hut-Bringen unterschiedlicher Eigenlogiken menschlicher und nichtmenschlicher Akteure des Agrarsystems nach. Landwirtschaftsstile als Ordnungsweisen von Agrarsystemen zeigen vielfältige Mischungen von teilweise Anpassen und teilweise Widerstehen innerhalb eines strukturell begrenzten und ermöglichten

⁴ Vgl. Fliege, Bauernfamilien, 423f., der das Reflexiv-Werden habitualisierter Denk- und Handlungsmuster als Grundzug bäuerlicher Lebensstile im „Strukturwandel“ der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sieht.

⁵ Vgl. Jan Douwe van der Ploeg, *The Virtual Farmer. Past, Present and Future of the Dutch Peasantry*, Assen 2003, 101f. Siehe auch den Beitrag von Jan Douwe van der Ploeg in diesem Heft.

⁶ Vgl. Andrea Belliger/David J. Krieger (Hg.), *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*, Bielefeld 2006.

⁷ Vgl. Ernst Langthaler, Agrarsysteme ohne Akteure? Sozialökonomische und sozialökologische Modelle in der Agrargeschichte, in: Andreas Dix/Ernst Langthaler (Hg.), *Grüne Revolutionen. Agrarsysteme und Umwelt im 19. und 20. Jahrhundert (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 3)*, Innsbruck – Wien – Bozen 2006, 216–223.

⁸ Jan Douwe van der Ploeg, *The New Peasantries. Struggles for Autonomy and Sustainability in an Era of Empire and Globalization*, London 2008, 136.

Manövrierraumes, der durch die Alltagspraxis reproduziert oder transformiert wird. Die zeitlich und räumlich variablen Grenzen dieses Möglichkeitsraumes sind durch die Idealtypen des produktivistischen und nicht-produktivistischen Denkens und Handelns abgesteckt.⁹ Der dazwischen liegende Korridor umfasst ein breites Spektrum realer Entwicklungspfade – von verschiedenen Formen bäuerlichen Wirtschaftens über vielschichtige Kombinationen bis hin zu verschiedenen Formen unternehmerischen Wirtschaftens.¹⁰ Diese Pfade entstehen aus der Abfolge einzelner Denk- und Handlungsschritte, durch die sich die menschlichen Akteure in Interaktion untereinander sowie mit nichtmenschlichen Akteuren die vorgefundenen Bedingungen „aneignen“¹¹ – und in der Folge in derselben oder anderer Weise wiederum herstellen. In jedem Schritt stimmen die familial-betrieblichen Akteur-Netzwerke ihre Vergangenheits- und Zukunftsvorstellungen aufeinander ab – und stellen so das bäuerliche Betriebs-Haushalts-System als hybride Ganzheit materieller, sozialer und symbolischer Elemente her. Dabei zeigen sich kontinuierliche und diskontinuierliche Pfadabschnitte: kleine Schritte, große Sprünge, Kurswechsel, Suchbewegungen, Rückzüge und so fort. Jeder Schritt auf dem Weg eines Betriebs-Haushalts-Systems durch den Korridor des „Agrarstrukturwandels“ lässt sich als stilgeleitete *response* auf systeminterne und -externe *challenges* begreifen.¹²

Die Quellengrundlage der vier Fallstudien bilden vorwiegend Gespräche mit vormaligen und gegenwärtigen Inhaberinnen und Inhabern bäuerlicher Klein-, Mittel- und Großbetriebe in den niederösterreichischen Regionen Mank und Mödling. Die Betriebe wurden aus einer durch Betriebsbögen dokumentierten Grundgesamtheit von 3.561 Fällen nach dem Grundsatz größtmöglicher Streuung der Agrarsystemprofile und der Verfügbarkeit von Gesprächspartnerinnen und -partnern ermittelt. So haben wir für die Regionen Mödling und Mank jeweils einen größeren Mischbetrieb gewählt; dazu kommen in Mödling ein kleinerer

⁹ Vgl. Geoff A. Wilson, Multifunctional Agriculture. A Transition Theory Perspective, Wallingford – Cambridge, MA 2007, 271–320. Siehe auch den Beitrag von Ernst Langthaler in diesem Heft, der „Produktivismus“ und „Nicht-Produktivismus“ eingehend erläutert.

¹⁰ Vgl. van der Ploeg, New Peasantries, 136.

¹¹ Vgl. Alf Lüdtke, Alltagsgeschichte – ein Bericht von unterwegs, in: Historische Anthropologie 11 (2003), 278–295, 280f.

¹² Das Begriffspaar *challenge* und *response* entlehnen wir von Arnold J. Toynbee, A Study of History. Abridgement of Volumes I–VI, Oxford 1946, 60–79, wo es auf der Makroebene angewandt wird; in unserem Zusammenhang benennt es die Wechselwirkung von Agrarsystem und Landwirtschaftsstil auf der Mikroebene.

Weinbaubetrieb und in Mank ein mittlerer Grünlandbetrieb.¹³ Zumindest eine „Altbäuerin“ oder ein „Altbauer“ sollte zu einem Gespräch bereit sein; zudem wollten wir mit möglichst vielen Angehörigen weiterer Generationen der Besitzerfamilie sprechen.¹⁴ Unsere Auswahl enthält nur Betriebe, die über den gesamten Untersuchungszeitraum bewirtschaftet wurden; zu den zwischen Mitte der 1940er und Mitte der 1980er Jahre ausgeschiedenen oder neugegründeten Betrieben haben wir vorerst keine Fallstudien ausgearbeitet; dies bleibt weiteren Forschungen vorbehalten. Neben den Gesprächsabschriften erweiterten Privatfotografien, betriebsstatistische Erhebungen und Artikel aus der Agrarpresse die Quellenbasis der Fallstudien.

Die Gesprächsführung folgte den Regeln des narrativ-biographischen Interviews, das den Maßstäben der Erzähler/-innen maximales Gewicht gegenüber jenen der Interviewer/-innen einräumt.¹⁵ Die Interpretation der Gesprächsabschriften folgte mehreren Grundsätzen: Erstens wurden die Gespräche nicht als Ganzes, sondern nach Sinneinheiten gegliedert interpretiert. Zweitens wurden nicht nur die Erzählinhalte, sondern auch die Erzählformen – Geschichte, Bericht, Beschreibung, Bewertung, Argumentation und so fort – betrachtet. Drittens wurde die Interpretation über weite Strecken in Gruppen durchgeführt, um Kurz- und Fehlschlüsse einzelner Interpretinnen und Interpreten hintanzuhalten. Viertens erfolgte in Anlehnung an die

¹³ Zur Regionenauswahl und -charakteristik siehe den Abschnitt 1. und zu den Auswahlkriterien der beforschten Familienbetriebe den Abschnitt 4. im Beitrag von Ernst Langthaler, Sophie Tod und Rita Garstenauer in diesem Heft.

¹⁴ Dieses Kriterium war vor allem für ein in die Gegenwart weiterführendes Folgeprojekt im Auftrag des Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung, Abteilung Landentwicklung, relevant. Vgl. Sophie Tod, Landwirtschaftsstile in Niederösterreich 1970–2011 (Rural History Working Papers 1), St. Pölten 2012, <http://www.univie.ac.at/ruralhistory/RHWP1.pdf> (16.7.2012).

¹⁵ Die Gespräche fanden in den Wohnungen der betreffenden Familien statt; dabei saßen jeweils zwei Interviewer/-innen den Interviewten ohne oder im Beisein weiterer Angehöriger gegenüber. Die offen gehaltene Erzähleinladung – „Erzählen Sie uns alles, was Ihnen zum Arbeiten und Leben in Betrieb und Familie seit den 1940er Jahren wichtig erscheint“ – bildete den Anstoß zu einer längeren Haupterzählung, auf die ein Nachfrageteil über noch ungenügend detaillierte und bislang nicht angesprochene Aspekte folgte. Die Gespräche wurden mit einem Aufnahmegerät aufgezeichnet und danach Wort für Wort abgeschrieben. Vgl. Reinhard Sieder, Erzählungen analysieren – Analysen erzählen. Narrativ-biographisches Interview, Textanalyse und Falldarstellung, in: Karl R. Wernhart/Werner Zips (Hg.), Ethnohistorie: Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung, Wien 1998, 145–172; Gabriele Rosenthal, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt a. M. – New York 1995. Wir danken Reinhard Sieder für die Einführung unseres Projektteams in Interviewführung und -interpretation im Zuge zweier Workshops.

„dokumentarische Methode“¹⁶ die schrittweise Rekonstruktion der familial-betrieblichen Landwirtschaftsstile: Zunächst wurden die Interviewabschriften nach individuellen *Orientierungshorizonten* befragt, in deren hierarchischer Anordnung sich denk- und handlungsleitende Orientierungsmuster erkennen ließen. Dann wurden – sofern Erzählungen mehrerer Personen zum Untersuchungszeitraum vorlagen¹⁷ – die sich aus mehreren Orientierungshorizonten zusammensetzenden individuellen *Orientierungsmuster* einzelner Familienangehöriger auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede hin verglichen, um die zwischen verschiedenen Akteuren ausgehandelte, meist nur kompromisshaft anerkannte *Orientierungsfigur* als kollektive Leitlinie des Familienbetriebs nachzuzeichnen. Schließlich wurde die familienbetriebliche Orientierungsfigur hinsichtlich ihrer Einbettung im Agrarmedienkurs¹⁸ und im Agrarsystem¹⁹ untersucht. Die für ein Akteur-Netzwerk bestimmende Orientierungsfigur kennzeichnet den Landwirtschaftsstil als *modus operandi* des Haushalts-Betriebs-Systems.²⁰

2. Fallstudie Huber: Vom Notstandsbetrieb zum Vorreiter

Die Bergbauernwirtschaft der Familie Huber in Plankenstein in der Region Mank, auf etwa 500 Metern Seehöhe in zwölf Kilometern Entfernung von der Bahnstation gelegen, zeigte Mitte der 1940er Jahre ein für das Agrarsystem der *Ochsenhalter* charakteristisches Merkmalsprofil: etwa 18 Hektar Kulturfläche, überwiegend Grünland, etwas Acker und Wald, und ein Dutzend Rinder verliehen dem Hof ein mittelbäuerliches Gepräge. Neben dem Besizer Ehepaar arbeiteten ein Knecht und eine Magd sowie einige Tagelöhner/-innen im Betrieb. Die Milchvermarktung bildete neben dem Verkauf von Heu und Holz die wichtigste Einnahmequelle; die übrigen Erträge dienten dem Eigenbedarf. Bis Anfang der 1950er Jahre

¹⁶ Vgl. Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/Arnd-Michael Nohl (Hg.), *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Wiesbaden 2007.

¹⁷ Durch die Beschränkung auf die 1940er bis 1980er Jahre reduzierte sich die Zahl der Familienangehörigen, die darüber Auskunft geben können, auf höchstens zwei; in manchen Fällen lagen nur die Erzählungen einer Person zum Untersuchungszeitraum vor.

¹⁸ Siehe den Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

¹⁹ Siehe den Beitrag von Ernst Langthaler, Sophie Tod und Rita Garstenauer in diesem Heft.

²⁰ So gesehen wirkt die Orientierungsfigur für das familial-betriebliche Akteur-Netzwerk in ähnlicher Weise als Regulativ wie der Habitus für den individuellen und kollektiven Akteur. Vgl. Pierre Bourdieu, *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1976, 165.

hatte sich die Gestalt des Agrarsystems kaum verändert; Land- und Viehnutzung und – äußerst lückenhafte – Maschinenausstattung glichen dem Erscheinungsbild zu Kriegsende. Nach einem desaströsen Brandunglück zeigte der wiederaufgebaute, kurz vor der Übergabe stehende Hof Ende der 1950er Jahre zarte Zeichen der Veränderung, die ihn den *Mischwirtschaftsfamilien* annäherten. Der „große Sprung“ in der Agrarsystementwicklung erfolgte in den 1960er Jahren, als der Jungbauer gemeinsam mit seiner Ehefrau die Hürde zu den *Rinderzüchterfamilien* überwand: Das junge Ehepaar krepelte die Landnutzung, vor allem durch Zupacht von Wiesen, grundlegend um; zudem wurde der Viehbestand, vor allem die Milchkuhherde, massiv aufgestockt; damit verbunden war ein Motomechanisierungsschub mittels Traktor, Ladewagen, Rohrmelkanlage und so fort. Die Betriebsaufstockung setzte sich bis Mitte der 1980er Jahre, wenn auch deutlich abgeschwächt, fort; auffällig war vor allem die Schwerpunktverlagerung der Viehhaltung in Richtung Kalbinnenaufzucht.²¹

Soweit der Befund, der sich aus den betriebsstatistischen Aufzeichnungen ergibt. Welche Landwirtschaftsstile dieses Agrarsystem über die Jahrzehnte ordneten, suchen wir aus den Erzählungen der Bewirtschafter/-innen zu entschlüsseln. Diese Untersuchung beruht hauptsächlich auf einem Gespräch, das wir mit der 73-jährigen „Altbäuerin“ Maria Huber geführt haben; ergänzend wurden deren Tochter Karoline und Schwiegersohn Jakob Berger als Betriebsleiter/-in seit den 1990er Jahren interviewt. Am Anfang ihrer Erzählung erwähnt Maria Huber, dass sie erst 1958 aus dem Alpenvorland „hergeheiratet“ habe.²² Dadurch betont sie ihre Herkunft aus einem anderen naturalen und sozialen Umfeld, markiert ein Gefälle zwischen elterlichem und erheiratetem Betrieb. Diese Differenz bestimmt die weitere Erzählung und verweist auf einen zentralen Aspekt des Alltagslebens, die Spannung zwischen „Fortschrittlichkeit“ und „Rückständigkeit“. Die Einheirat in den mittelbäuerlichen Berglandbetrieb habe ihr einerseits Anpassungsleistungen abverlangt, andererseits die Durchsetzung ihrer Orientierungsmuster ermöglicht, denn sie habe „soviel frischen Wind hereingebracht von draußen“.²³ Diese Leitdifferenz orientiert die Erzählung Maria Hubers als gleichsam teilnehmende Beobachterin von ihr heute vertrauten, damals aber fremden Alltagsgebräuchen. Wir werden sehen, dass Maria Huber in den folgenden Erzähl- und Erlebensabschnitten meist diesen Blickwinkel einnimmt.

²¹ Siehe den Abschnitt 4. im Beitrag von Ernst Langthaler, Sophie Tod und Rita Garstenauer in diesem Heft, der das Agrarsystem-Profil des Betriebes erläutert und kontextualisiert.

²² Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 1.

²³ Ebd., 39.

Als Maria Huber als angehende Jungbäuerin 1958 in das Haus einheiratete, sei das Anwesen „ein abgewirtschafteter Betrieb“²⁴ gewesen. In den frühen 1950er Jahren hatte die Familie harte Schicksalsschläge zu bewältigen: Ihr Schwiegervater war 1952 in jungen Jahren an den Folgen seiner Alkoholkrankheit verstorben.²⁵ Im Herbst 1954 fielen Wohn- und Wirtschaftsgebäude einem Brandunglück zum Opfer; Mensch und Vieh mussten vorübergehend bei Nachbarn einquartiert werden (Abb. 2, Stadium 1). In dieser Notsituation erwies das interpersonale Beziehungsnetzwerk seine Tragfähigkeit. Maria Huber als Tochter individualistisch orientierter „Landbauern“ war mit nachbarschaftlichen Solidarbeziehungen wenig vertraut:

„Bin ich ja sämtliche Sachen nicht gewöhnt gewesen, nicht? Das Ausborgen von den Nachbarn, war ich ja überhaupt nicht gewöhnt nicht? [...] Das hat mein Vater ja überhaupt nicht mögen daheim, das Ausborgen, nicht? Das war da mehr der Brauch. Die Leute haben da herinnen ein bisschen mehr zusammengeholfen in Texing.“²⁶

Bereits im Jahr nach der Brandkatastrophe begann die Familie mit dem Wiederaufbau der Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Auch dabei erwies sich die Verwobenheit mit der Nachbarschaft als wertvolle Ressource. Da die Mittel für den Neubau nicht vollständig durch die Feuerversicherung gedeckt waren, nahm die Familie einen Personalkredit mit Nachbarn als Bürgen bei der örtlichen Raiffeisenkasse auf: „Da hast eh einen Bürgen braucht, und du hast dir eh nicht zuviel [Kreditvolumen] nehmen getraut.“²⁷ Doch nun zeigte die lokale Solidargemeinschaft ihr Doppelgesicht als Hilfs- und Kontrollinstanz, denn die Planung des neuen Gehöfts war keine exklusive Angelegenheit zwischen Bauherrn und Baumeister:

„Der Schnell [Baumeister] hätte zwar einen größeren Bauernhof geplant gehabt. [...] Die anderen haben geschrien und haben gesagt, den könnt ihr nicht bezahlen. Da baut ihr her, dann könnte es gehen, nicht? Das war ja im Vierundfünfzigerjahr, da war ja noch die Welt mit Brettern verschlagen da herinnen, nicht? Jetzt ist er [mit dem Außenmauern auf dem Bauplan] rundherum hereingerückt. [...] Es war ja zuerst größer geplant gewesen, und dann ist alles zu klein geworden, nicht? Der Stall – ist alles zu klein

²⁴ Ebd., 60.

²⁵ Ebd., 30.

²⁶ Ebd., 13.

²⁷ Ebd., 86f.

geworden. Dort haben sie geschrien. [...] Für zwölf Tiere und für zwei Pferde ist er gebaut worden, und da haben sie gesagt, den füllt ihr ja euer Lebtage nicht an. [...]. Und in zehn Jahren war er zu klein.“²⁸

Diese Geschichte zeigt einerseits das Maß der Beteiligung – das Mitreden, ja Mitschreien – des Nachbarschaftsnetzwerks an familialen Entscheidungen; andererseits erweist sich einmal mehr die Distanz Maria Hubers als Tochter eines „fortschrittlichen“ Betriebsleiterehepaares im Flachland zur „rückständigen“, mit Brettern verschlagenen Welt in den Bergen.²⁹ Das derart ausgehandelte sozio-technische Netzwerk erwies sich letztendlich als eine Fessel. Der entgegen des baumeisterlichen Weitblicks und entsprechend der nachbarschaftlichen Engstirnigkeit zu klein geratene Rinderstall stand der weiteren Betriebsvergrößerung im Weg.

Auch in einer weiteren Episode führt Maria Huber das lokale Umfeld als negativen Kontrast zur positiven Akzentuierung ihrer Orientierungen ein. Ende der 1950er Jahre lief in der Region eine Kampagne der Agrarverwaltung zur Bekämpfung der Rindertuberkulose, bei der alle infizierten Tiere ersetzt werden mussten.³⁰ Die Tatsache, dass im Huberschen Rinderstall bei keinem einzigen Tier der Erreger nachgewiesen wurde, wertet sie als entscheidenden Startvorsprung gegenüber den TBC-befallenen Nachbarbetrieben. Die Geschichte markiert einen Wendepunkt der Betriebsentwicklung, den Ausgangspunkt der rapiden Aufstockung in den folgenden Jahren:

„Und da haben wir eigentlich schon ein Vorteil gehabt. Ja und im Sechzigerjahr, im Herbst, haben wir da schon den ersten Traktor gekriegt. Das war der zweite [...] da in der ganzen Gegend – haben alle die Augen aufgerissen, nicht?“³¹

Als Wendepunkt steht die Geschichte einerseits für das Ende der existenzbedrohenden Krisen der 1950er Jahre; andererseits enthüllt Maria Huber darin ein Grundmuster des Wirtschaftsstils der 1950er und 1960er Jahre: die sorgfältige – oder, in ihren Worten, „schöne“³² – Arbeit vor allem der Frauen, die der Viehgesundheit förderlich war, als

²⁸ Ebd., 75.

²⁹ Zur Subjektposition des *fortschrittlichen Landwirts* siehe den Abschnitt 5.7. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

³⁰ Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 34; Tuberkulosebekämpfung beim Rind in Österreich, in: Die Landwirtschaft 20 (1958), 12; Tuberkulosefreiheit. Nachweis beim Alm- und Weideauftrieb, in: Die Landwirtschaft 9 (1958), 3.

³¹ Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 37f.

³² Ebd., 35.

Grundlage des Erfolgs. „Schönes“ Arbeiten gewährleistete, dass die „guten“ Kühe im Zuge der TBC-Bekämpfung nicht ersetzt werden mussten. Mehr Quantität im Rinderstall war nicht genug; auch die Qualität – die „Schönheit von den Viechern“, wie sie es nennt – musste gehoben werden. Die Rede vom „Vorteil“ verweist auf die in der Erzählung mehrmals wiederkehrende Wettbewerbsorientierung. Damit benennt die Erzählerin ein denk- und handlungsleitendes Moment im Zuge des „Aufschwungs“, den sie zwischen den 1960er und 1980er Jahren ansetzt.³³ Diese Orientierung äußerte sich etwa auch in der technologische Vorreiterstellung des Betriebes im Zuge der rapiden Motomechanisierung oder in dessen Pionierleistungen im Rahmen des Rinderzuchtverbandes.

Die Erzählung vom „Aufschwung“ korrespondiert mit der Kontrasterfahrung Maria Hubers, die, von einem hochtechnisierten Ackerbaubetrieb im Flachland stammend, die Ankunft in der neuen Umgebung als technologisches „Zurückfallen“³⁴ empfand: Während ihre Eltern im Jahr ihrer Heirat den ersten Mähdrescher anschafften, sei auf dem Hof ihrer Schwiegermutter „alles so zurückgewesen, da haben wir noch mit der Sense gemäht“.³⁵ Im Bemühen, dieses empfundene „Zurückfallen“ wettzumachen, fand Maria Huber in ihrem Gatten, der von seiner Tochter als „recht maschinenfanatisch“³⁶ beschrieben wird, einen Partner mit ähnlichen Vorstellungen. Diesem geteilten Orientierungshorizont folgend nahm das Jungbauernehepaar unmittelbar nach der Betriebsübergabe durch die verwitwete (Schwieger-)Mutter 1960 das Projekt des „Aufschwungs“ in Angriff (Abb. 2, Stadium 2). Die Initialzündung bot der Ankauf eines Traktors mit Hilfe eines Maschinenkredits.³⁷ Rasch machte sich die Eigendynamik des technologischen „Aufschwungs“ bemerkbar:

³³ Zum „Aufschwung von Wissenschaft und Technik“ als semantischer Gegenpart zur „Rückständigkeit“ vgl. Kulturelle Bedeutung und Aufgabe des Bauerntums, in: Der Österreichische Bauernbündler 5/46 (1950), 2. Zum Ziel der „Produktivitätssteigerung“ vgl. Die Landmaschine als Schlüssel der Urproduktion, in: Die Landwirtschaft (1950), 333; Arbeitsproduktivität der Landwirtschaft muss weiter gesteigert werden, in: Der Österreichische Bauernbündler 13/31 (1958), 3.

³⁴ Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 2. Zum dabei grundgelegten „Fortschritts“-Konzept im zeitgenössischen Agrarmediendiskurs siehe den Abschnitt 3.3. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

³⁵ Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 7.

³⁶ Interview mit Karoline Berger, 15. Februar 2011, Transkript, 27.

³⁷ Vgl. Schaffung eines Sonderkreditinstitutes für die Landwirtschaft, in: Der Österreichische Bauernbündler 13/26 (1958), 1; Förderung der Landwirtschaft durch die Marshallplanhilfe, in: Der Österreichische Bauernbündler 13/6 (1958), 4; Speicher und Quelle gemünzter Bauernkraft. 60 Jahr Niederösterreichische Genossenschaftszentralkassa, in: Der Österreichische Bauernbündler 13/37 (1958), 3.

„Es ist dann eine Kette gewesen, nicht? [...] Die Maschinen haben ja bezahlt werden müssen, nicht? Jetzt hast den Viehstand vergrößern müssen. [...] Du hast ja mehr hereinbringen müssen, dass du die kaufen hast können.“³⁸

Bildhaft beschreibt Maria Huber hier die Zwänge, denen sich der Familienbetrieb durch die Betriebsinvestitionen ausgesetzt sah. Die kreditfinanzierten Maschinenkäufe setzten eine Kette von Folgeentscheidungen in Gang, die einander selbst verstärkten; wie ein Trojanisches Pferd schmuggelte der Traktor die Wachstumslogik in den Familienbetrieb – und machte die Agierenden mehr und mehr zu Reagierenden.³⁹

Doch der sich selbst verstärkende Wachstumsdruck entzog die Betriebsführung nicht völlig der Kontrolle des Betriebsleiterpaares; die im Zuge der Motomechanisierung entstandenen Mehrkosten wurden nicht nur durch Ertragssteigerungen,⁴⁰ sondern auch „mit Arbeit bezahlt“⁴¹, wie Maria Huber erläutert. Dem marktvermittelten Kostendruck begegnete die Familie mit gesteigertem Arbeitsaufwand und gesenktem Anspruchsniveau. Maria Huber berichtet, dass sie häufig auch „Männerarbeit“⁴² erledigen musste; währenddessen leistete ihr Mann für andere Betriebe Lohndienste mit den betriebseigenen Maschinen und verdingte sich im Winter als Forstarbeiter. Zudem wurden die Kosten des Projekts „Aufschwung“ durch Konsumverzicht aufgebracht, denn auf dem Huberschen Hof sei „Geld [...] immer Mangelware“ gewesen.⁴³ So etwa habe Maria Huber im Winter die Kleider für ihre Töchter selbst geschneidert.⁴⁴ Diese Krisenbewältigungsstrategie zog weitere Schritte nach sich: Die Aufstockung des Viehbestandes erforderte die Ausweitung der Futterflächen auf Kosten der

³⁸ Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 37.

³⁹ Vgl. Pierre Bourdieu, *Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Schule und Politik*, Hamburg 2001, 16.

⁴⁰ Zur Subjektposition des *kalkulierenden Landwirts* siehe den Abschnitt 5.8. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

⁴¹ Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 40.

⁴² Ebd., 12; Was macht der Mann, und was die Frau? Zweckmäßige Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau im bäuerlichen Betrieb, in: *Der Österreichische Bauernbündler* 13/41 (1958), 4. Zur diskursiven Geschlechterordnung siehe den Abschnitt 3.5. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

⁴³ Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 12.

⁴⁴ Dagegen wird der „Bäuerin“ in der zeitgenössischen Haushaltsberatung geraten, „[...] Kleidungs- und Wäschestücke nicht mehr im eigenen Haushalt herzustellen, sondern beim Kaufmann zu kaufen“. Wir verbringen zuviel Zeit in der Küche!, in: *Der Österreichische Bauernbündler* 13/12 (1958), 4.

für die Selbstversorgung mit Brotgetreide wichtigen Getreideäcker. Mehl und Brot wurden nun zugekauft.⁴⁵

Die von Maria Huber als „Kette“⁴⁶ wahrgenommenen Zwänge der Motomechanisierung beschränkten sich nicht auf die Aufstockung des Viehbestandes. Auch Stallgebäude und Futterbasis mussten erweitert werden. In diesem Zusammenhang beschreibt sich Maria Huber immer weniger als Agierende und immer mehr als Reagierende. So fasst sie Stallausbau und Futterbasiserweiterung nicht als absolutes Wachstum, sondern als relative Schrumpfung, als Zu-Klein-Werden der Ressourcenbasis: „Und dann ist alles zu klein geworden, nicht? Der Stall – ist alles zu klein geworden.“⁴⁷ Nun hieß es, das aus den Fugen geratene Betriebsgefüge durch Stallneubau und Erweiterung der Futtermenge wieder in Ordnung zu bringen. Das Betriebsleiterpaar organisierte die Futterzufuhr einerseits durch Zupachtungen auf dem – gerade in den 1960er Jahren durch Betriebseinstellungen angeregten – Bodenmarkt,⁴⁸ andererseits durch Zukäufe auf dem Futtermittelmarkt (Abb. 2, Stadium 3). Die wachsende Marktabhängigkeit⁴⁹ stellte sich für Maria Huber als problematisch dar: „Jetzt haben wir ja, nicht, Futter zukaufen müssen, na, und das Futterzukaufen ist ja zu teuer, nicht?“⁵⁰ Darin äußert sich eine Präferenz für eine gewisse Distanz gegenüber Faktormärkten zugunsten einer betriebseigenen Ressourcenbasis, die bis heute die Orientierungsfigur des Familienbetriebes bestimmt.⁵¹

Als Ende der 1960er Jahre zur betriebsspezifischen Problematik die generelle Überschussproblematik auf dem Milchmarkt hinzu kam und sich die Absatzbedingungen immer schwieriger gestalteten, adaptierte das Ehepaar Huber die Aufstellung ihres Betriebes (Abb. 2, Stadium 4). Dabei folgten sie der Betriebsberatung der Landwirtschaftskammer und ergänzten – als einer der ersten Zuchtverbandsbetriebe der Gemeinde – die Milchkuhhaltung durch die Milchleistungszucht.⁵² Wie schon zuvor beim Kauf des Traktors ist die

⁴⁵ Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 43.

⁴⁶ Ebd., 36, 83.

⁴⁷ Ebd., 74.

⁴⁸ Ebd., 42.

⁴⁹ Zum wachsenden Anpassungsdruck siehe den Abschnitt 4. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

⁵⁰ Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 43.

⁵¹ Interview mit Jakob Berger, 24. März 2011, Transkript, 31.

⁵² Die verbandsmäßig organisierte Milchleistungszucht basiert auf der ständigen Kontrolle der Milchleistungen der Muttertiere und deren Bewertung als Kriterium der Zuchtwahl. Die derart herangezüchteten Kalbinnen

Vorreiterstellung bei der Milchleistungszucht für Maria Huber bedeutsam: „Und da waren wir auch wieder bei den ersten, nicht?“⁵³ Dieser Schritt verdeutlicht nicht nur das Vertrauensverhältnis des Betriebsleiterehepaars zu den Experten der Landwirtschaftskammer: „Der Kammersekretär hat das in Gang gebracht, dass wir dem Zuchtverband beigetreten sind.“⁵⁴ Die gegenseitige Ergänzung von Milchkuhhaltung und Milchleistungszucht als Intensivierungsstrategie stärkte auch die betriebsinterne Reproduktion hochwertiger Produktionsressourcen gegenüber einer Mobilisierung externer Produktionsressourcen; dies passte zu den bereits ausgehandelten Leitvorstellungen der Hochwertigkeit des eigenen Viehbestandes oder einer arbeitsintensiven Wirtschaftsweise. Die Übereinstimmung der auf Rat eines Experten vorgenommenen Betriebsumstellung mit stilprägenden Orientierungen der Besitzerfamilie war keine Abkehr von alten oder Ausrichtung an neuen Strategien, sondern stärkte die Kohärenz zwischen bereits bestehenden Elementen des Haushalts-Betriebs-Systems.⁵⁵ Einerseits ließ sich die Milchleistung pro Kuh mittelfristig deutlich steigern. Andererseits erzielte der Jungviehverkauf bessere Einkünfte, da der Preis, den die Familie Huber als „Verbandsbauern“ für eine Zuchtkalbin erzielen konnte, bisweilen doppelt so hoch war wie der für gewöhnliche Schlachtkälber.⁵⁶ Die regelmäßig stattfindenden Viehversteigerungen boten Maria Hubers Ehemann eine Arena, in der materielles und immaterielles Kapital – der Kaufpreis und die Anerkennung des fachkundigen Publikums – auf dem Spiel standen (Abb. 1).

erzielen dementsprechend höher Verkaufspreise. Vgl. „Die zunehmenden Schwierigkeiten auf dem Milchmarkt machen zweifellos eine Anpassung der Produktion an die gegebenen Marktverhältnisse notwendig.“ Weniger Kühe mit höherer Leistung, in: Die Landwirtschaft 14 (1969), 1; Mehr weibliches Zuchtvieh wird benötigt!, in: Der Österreichische Bauernbündler 24/11 (1969), 9; Grünlandbetriebe sollten verstärkt Zuchtvieh produzieren!, in: Der Österreichische Bauernbündler 24/37 (1969), 9; Stolze Erfolge der niederösterreichischen Fleckviehzüchter, in: Der Österreichische Bauernbündler 24/24 (1969), 7.

⁵³ Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 89.

⁵⁴ Ebd., 89.

⁵⁵ Vgl. van der Ploeg, *New Peasantries*, 153.

⁵⁶ Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 93.

Abb. 1: Stars in der Manege: Maria Hubers Ehemann mit Zuchtkalbin auf einer Viehversteigerung in Amstetten 1972 (Sammlung Huber, Texing)



Diese Strategie erlaubte dem Ehepaar Huber, das kapital- und arbeitsintensive Projekt „Aufschwung“ fortzusetzen, obwohl die externe Aufstockung der 1960er Jahre an die Grenzen der regionalen Marktbedingungen gestoßen war (Abb. 2, Stadium 5). Anstatt der äußeren trieb nun die innere Aufstockung das Betriebswachstum an.⁵⁷ Der Erfolg der Kombination aus Milchkuhhaltung und Milchleistungszucht war nicht allein dem agrarischen Expertensystem in Gestalt des Kammerexperten geschuldet. Zwei Züge des Huberschen Landwirtschaftsstils, die bereits die Existenzkrise der 1950er Jahre zu überwinden geholfen hatten, trugen wesentlich zur Absicherung des riskanten Wachstumspfadens bei: „schönes Vieh“, die gleichzeitige Steigerung der Quantität und Qualität des Rinderbestandes, und „schönes Arbeiten“, der geübte, sorgsame und kunstfertige Umgang der Frauen mit den Rindern. In einem Zeitungsartikel über einen landesweiten Melkwettbewerb zum herausragenden Können der „besten Melkerinnen Niederösterreichs“ – die selbst die Leistung

⁵⁷ Vgl. Hansueli Herrmann, Bauern im Wandel. Agrarischer Strukturwandel, bäuerliches Verhalten und bewusstseinsmäßige Verarbeitung am Beispiel einer Agglomerationsgemeinde (Küssnacht ZH) 1945–1980, Zürich 1990, 59f. Danach bezeichnet die innere Aufstockung eine Intensivierung der Land- oder Viehnutzung, die äußere Aufstockung eine Betriebsvergrößerung.

der Berufsmelker der örtlichen Fachschule überboten – finden wir Maria Huber als Siegerin vermerkt.⁵⁸

Ihre Zeit als Betriebsleiterin überblickend berichtet Maria Huber voller Stolz: „Sieben Stück Viech waren da. Und fünfzig haben wir übergeben, da muss ja das einmal aufgearbeitet auch werden, nicht?“⁵⁹ Jedoch mischt sich auch Zweifel in ihren Rückblick. So habe die Landwirtschaftskammer, deren Empfehlungen sie und ihr Mann oft gefolgt waren, ambivalente Ratschläge gegeben:

„Der Kammerobmann [...], ich weiß noch, wie er gesagt hat: erzeugt's, erzeugt's, erzeugt's, nicht? [...] Und zehn Jahre später hat es geheißt: Wir sind überall am Plafond, wir sind überall am Plafond. Die Preise waren im Keller, und wir sind überall am Plafond. Und zehn, fünfzehn Jahre haben's nur [gesagt]: erzeugt's, erzeugt's, erzeugt's! Und was haben die braven Bauern getan? [...] Die Maschinen haben die Arbeit gemacht, es war eine Kette, nicht? Die haben abzahlt werden müssen. Es war ein Glied, so ist das dahingegangen, und auf einmal war nachher der Preis auch unten, nicht? [...] Zuerst wir brauchen, wir brauchen [...], und auf einmal ist es umgekehrt gegangen, nicht? Dann war zuviel da.“⁶⁰

Zählte sich Maria Huber zu den „braven Bauern“, die den Vorgaben des agrarischen Expertensystems folgten? Die Antwort auf diese Frage ist nicht eindeutig: Obwohl die Hubers schon bald nach der Übernahme des Betriebes dem Aufruf nach Produktionssteigerung nachkamen, fügten sie sich nicht bloß der überwältigenden Macht des Agrarmediendiskurses. Sie folgten auch der eigensinnigen Strategie, trotz der Knappheit von Investitionskapital den krisengeschüttelten Betrieb „aufzuwirtschaften“⁶¹, am „Aufschwung“ teilzunehmen und sich als „fortschrittliche Landwirte“ zu bewähren.⁶² Dabei suchten sie die systemimmanenten Zwänge des Produktivismus durch lebensweltliche Strategien nicht-produktivistischer Art einzudämmen: Die Hubers standen nach der kapitalaufwändigen Motomechanisierungswelle der 1960er Jahre zwar unter dem Zugzwang der „landwirtschaftlichen Tretmühle“⁶³, in die sie auf lokaler Ebene als Vorreiter, auf nationaler Ebene jedoch eher als Nachzügler eingestiegen waren. Doch vermochten sie auch Arrangements zu treffen, um die Vorgabe des agrarische

⁵⁸ Die beste Melkerin kommt aus Texing, in: Der Österreichische Bauernbündler 36/29 (1981), 4.

⁵⁹ Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 20.

⁶⁰ Ebd., 84f.

⁶¹ Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 73.

⁶² Zur Subjektposition des *fortschrittlichen Landwirts* siehe den Abschnitt 5.7. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

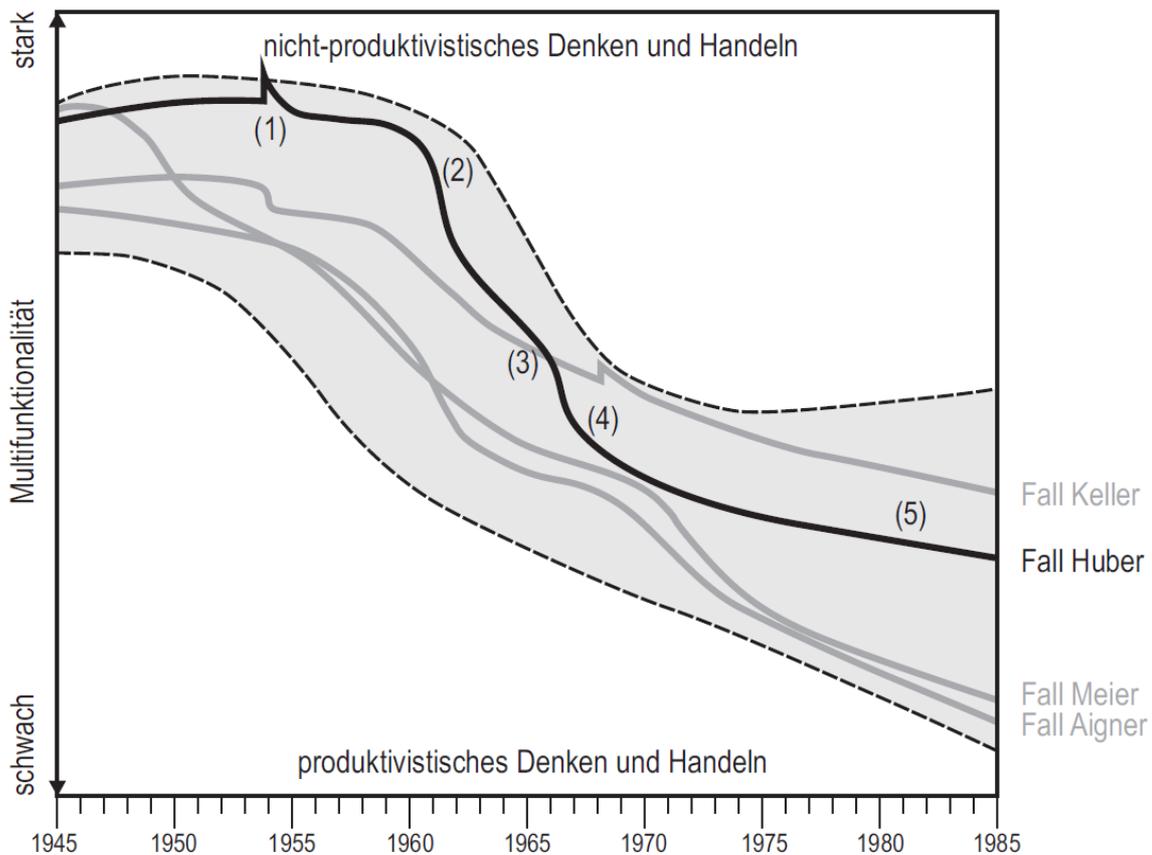
⁶³ Zum „Tretmühlen“-Modell vgl. Willard W. Cochrane, *Farm Prices: Myth and Reality*, Minneapolis 1957.

Expertensystems nicht zu existenzbedrohenden Zwängen werden zu lassen: indem der Mann auswärtig Lohnunternehmer- und andere Arbeiten verrichtete; indem Maria Huber, oft auf sich alleine gestellt, schwere Arbeit verrichten und Entscheidungen allein treffen musste; indem die Familie durch Konsumverzicht und Subsistenzwirtschaft Geldausgaben einsparte; indem durch Sorgfalt bei der Arbeit Zusatzkosten vermieden wurden. Alles in allem folgte der Landwirtschaftsstil der Familie Huber zwischen den 1960er und 1980er Jahren dem Prinzip, Balance zu halten zwischen Ressourcen, die auf vorgelagerten Märkte produziert wurden, und Ressourcen, die im Betrieb selbst reproduziert werden konnten.⁶⁴ Dies erlaubte dem Ehepaar, selbst unter widrigen Bedingungen auf den lokal-regionalen und nationalen Faktor- und Produktmärkten ihr Projekt des „Aufschwungs“ in die Tat umzusetzen.

So gesehen ist die Frage, ob sich Maria Huber zu den „braven Bauern“ zählte, die den Vorgaben des agrarischen Expertensystems folgten, weder mit ja noch mit nein zu antworten. Vielmehr könnte man sie und ihren Mann als „eigensinnige Bauern“ bezeichnen, die weder angepasst noch widerständig, sondern vielmehr – ihrem Landwirtschaftsstil gemäß – höchst selektiv agierten: manche Elemente des herrschenden Fachdiskurses in ihr Akteur-Netzwerk einbauten, manche entsprechend umdeuteten und manche überhaupt vermieden. Kapital- und Arbeitsintensivierung, Marktanbindung und -distanzierung, Spezialisierung und Diversifizierung – gerade die kohärente Verknüpfung all dieser zunächst als widersprüchlich erscheinenden Elemente verschaffte den Hubers jenen Manövrierraum, um innerhalb des begrenzten Korridors möglicher Entwicklungspfade einen gangbaren Weg zu finden.

⁶⁴ Vgl. van der Ploeg, *New Peasantries*, 49–52.

Abb. 2: Entwicklungspfad der Hubers im Korridor des „Agrarstrukturwandels“



Anmerkung: Diese Grafik und die Abb. 4, 6 und 8 stützen sich nicht auf quantitative Analysen, sondern illustrieren den Befund der qualitativen Fallanalyse; zur Erläuterung siehe den Beitrag von Ernst Langthaler in diesem Heft.

3. Fallstudie Aigner: Vom „Herrenhaus“ zum Vorzeigebetrieb

Die Familie Wagner in Pöllendorf, im flacheren und klimatisch milderen Teil der seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert mit landwirtschaftlichen Genossenschaften⁶⁵ durchsetzten Region Mank auf knapp 300 Metern Seehöhe in sechs Kilometern Entfernung von der Bahnstation gelegen, zählte nach den Maßstäben der 1940er Jahre zu den „Herrenbauern“. Selbst im Agrarsystem der *Milcherzeuger* rangierten sie weit über dem

⁶⁵ Vgl. Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen, seine Entwicklung und wirtschaftliche Kraft, in: Leopold Hennem (Hg.), Österreichs Land- und Forstwirtschaft – Austria's Agriculture and Sylviculture. Wien 1927, 136–139; Die Molkerei in Mank, Niederösterreich, in: ebd., 147f.

Standard: ein „Vierkanter“⁶⁶ mit 43 Hektar Grund, zur Hälfte Acker, je ein Viertel Wiese und Wald, ein beachtlicher Viehstand mit Zugpferden, einem Stier und einem Dutzend Milchkühen, ein voller Maschinenschuppen, sogar mit Traktor. Das Besizerpaar beschäftigte einen Knecht und zwei Mägde sowie fallweise Tagelöhner/-innen. Die Betriebseinnahmen speisten sich vorwiegend aus dem Brotgetreide-, Kartoffel-, Milch- und Schweinefleischverkauf; der Rest der Erzeugung diente zur Eigenversorgung. Nach der Übergabe an die Tochter und deren Ehemann und dem damit verbundenen Namenswechsel auf Aigner hatte sich das betriebliche Gepräge bis Anfang der 1950er in Richtung der *Getreideanbauer* verschoben. Neben untrüglichen Anzeichen eines markt- und technikorientierten Kurses, der sich unter anderem im Zuckerrübenbau zeigte, bewegten sich die Land- und Viehnutzung sowie der Arbeitskräftebestand aber noch in gewohnten Bahnen. Bis Ende der 1950er Jahre hatten sich die Aigners als Vorreiter der *Viehmästerfamilien* profiliert. Auffällig waren die Aufstockung des Zucht- und Mastschweinebestandes sowie die beschleunigte Motomechanisierung mittels Traktor und Mähdrescher. In den 1960er Jahren verschwanden die Dienstboten endgültig; die beiden herangewachsenen Söhne traten an ihre Stelle. Nun begann der Familienbetrieb eine Spezialisierung auf Futterbau sowie – über das Zwischenspiel einer Legehühnerhaltung – Milch- und Mastviehhaltung, die sich in den 1970er Jahren fortsetzte. Zugleich erweiterte das Besitzerpaar seinen Maschinenpark. Die wechselnden Schwerpunktsetzungen über die Jahrzehnte lassen eine flexible Anpassung an Marktchancen und -risiken erkennen.⁶⁷

Der hier grob skizzierte Entwicklungspfad des Agrarsystems soll nun im Hinblick auf die denk- und handlungsleitenden Wirtschaftsstile verfeinert betrachtet werden. Die folgenden Ausführungen stützen sich vorwiegend auf ein Interview mit der 87-jährigen „Altbäuerin“ Josefine Aigner. Für die Zeit ab Mitte der 1960er Jahre liefert ein Gespräch mit dem 60-jährigen Sohn Franz Aigner wichtige Hinweise. Angaben seiner Gattin Therese Aigner, die erst 1984 zugeheiratet hatte, wurden ergänzend herangezogen. Einen Schlüssel für die Perspektive, unter denen die Gesprächspartner/-innen ihre Lebensgeschichten entwerfen,

⁶⁶ Ein „Vierkanter“ ist eine im nieder- und oberösterreichischen Alpenvorland verbreitete mittel- bis großbäuerliche Hausform, die in dieser Form meist aus dem 19. Jahrhundert stammt. Er ist durch eine rechteckige Anordnung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude rund um einen Innenhof bei gleichbleibender Höhe des Dachfirsts gekennzeichnet. Vgl. Adalbert Klaar, Die Hauslandschaften Niederdonaus, in: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 28 (1939-1943), 272–289.

⁶⁷ Siehe den Abschnitt 4. Beitrag von Ernst Langthaler, Sophie Tod und Rita Garstenaier in diesem Heft, der das Agrarsystem-Profil des Betriebes erläutert und kontextualisiert.

bieten zwei korrespondierenden Äußerungen des heutigen Betriebsleiterehepaares. Franz Aigner meint, dass es nicht immer so „schwierig“ gewesen sei wie heute, seinen Lebensunterhalt aus der Landwirtschaft zu schöpfen:

„Nein, immer war’s nicht so, weil mein Großvater war ein Herrenbauer, also das – da war’s dann noch einmal anders. Da haben’s immer erzählt, also wenn er also vom – irgendwo – von Sankt Leonhard, also vom Markt, heimkommen ist, also da sind’s schon kommen und haben die Knechte schon gewartet, dass er kommt, und haben schon die Pferde ausgespannt, also die Leute haben das selber nicht machen brauchen. Also da hat sich [schmunzelt] schon gewaltig was geändert.“⁶⁸

Auch seine Frau Therese Aigner erzählt davon, dass der Hof „halt immer ein Herrenhaus“ gewesen sei.⁶⁹ Beide betonen jedoch, dass diese „Herrenbauerngeschichte“⁷⁰ heute nicht mehr aktuell sei. Therese Aigner resümiert: „Also, es [das Anwesen] ist heute also genauso mühsam wie jeder andere Betrieb zu führen, oder wenn wer [außerhalb der Landwirtschaft] arbeiten geht.“⁷¹ Dennoch bleibt das Bild des „Herrenhauses“, vor allem in der Erinnerung der älteren Familienmitglieder, präsent und dient vielfach als Kontrastfolie für die Schilderung der Veränderungen nach 1945.

Diese – durch massenmediale Bilder gestützte⁷² – Präsenz zeigt sich zum Beispiel darin, dass Therese Aigner ihre Schwiegermutter Josefine Aigner zu Beginn des Interviews ermahnt, das Zusammenleben der Bauersleute und ihrer Dienstboten als Beispiel für die Ordnung des „Herrenbauernhauses“ anzusprechen:

⁶⁸ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 27.

⁶⁹ Interview mit Therese Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 22.

⁷⁰ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 27.

⁷¹ Interview mit Therese Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 22. Zur gesellschaftlichen Bewertung der Landwirtschaft in Bezug zu anderen Wirtschaftsbereichen im Agrarmedien Diskurs siehe den Abschnitt 4. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

⁷² Wirkmächtig war etwa die Vorstellung der „Hofgemeinschaft“, in der die „Arbeitsstätte zur Heimat [wird]“ und das „Verhältnis zwischen Bauer und Landarbeiter oder Bauer und Knecht und Magd nicht ein Untergebenenverhältnis, sondern stets ein Kameradschaftsverhältnis und Freundschaftsverhältnis [ist]“: Bauer und Landarbeiter, in: Der Österreichische Bauernbündler 5/22 (1950), 3. Zur damit verknüpften Subjektposition des *echten Bauern* siehe den Abschnitt 5.1. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

„Jetzt stör ich noch einmal: Oma, dass du nicht vergisst, wann, wie die Hochzeiten daheim gefeiert worden sind, das hab ich mir schon denkt. [...] Na, aber auch dass die anderen, was die Dienstboten waren, dass die auch da die Hochzeit gehabt haben, [...] weil das grundlegend heute anders ist.“⁷³

Josefine Aigner fügt daraufhin in ihrer Erzählung kurz ein: „Denen haben wir auch das Mahl gegeben, [...] die haben ja nichts gehabt, die Leutl,“ um später noch einmal ausführlicher darauf zurückzukommen:

„Na, und nachher dann haben wir dann verschiedene Leute gehabt inzwischen. [...] Die haben sich nachher bei uns kennengelernt. Da haben wir drei Paare gehabt. [...] Die haben bei uns geheiratet, und denen haben wir auch die Ausstattung gegeben.“⁷⁴

Auch in weiteren Erzählpassagen kommt sie auf die Stellung der Knechte und Mägde in Betrieb und Haushalt zu sprechen. Diese erscheinen nicht nur in die Arbeitsabläufe, sondern auch in das Familienleben eingebunden. Aber nicht nur in den Beziehungen der „Herrenbauern“ zu den am Betrieb beschäftigten Dienstboten, sondern auch zu den Kleinhäuslerfamilien in der näheren Umgebung zeigt sich die weitgehende Verbindung von Arbeiten und Leben noch in den 1950er Jahren.⁷⁵ Die folgenden Erzählungen unterschiedlicher Personen erscheinen eingebettet in die gemeinsame Meta-Erzählung von der schrittweisen, mit Wehmut unterlegten Auflösung des „Herrenhauses“ und der damit verbundenen Notwendigkeit, das rund um Familie und Betrieb gespannte sozio-technische Netzwerk neu zu knüpfen.

Anfang der 1950er Jahre, als Josefine Aigner mit ihrem Mann den Betrieb von ihren Eltern übernahm, waren zwei weibliche und drei männliche Dienstboten am Hof beschäftigt (Abb. 4, Stadium 1). Deren Arbeitsbereiche waren klar zugeteilt:

„Die zwei Knechte, was die Pferde betreut haben, haben auch noch nebenbei ein paar Stiere mitfüttern müssen, das war in einem Stall. Und [...] drüben im Kuhstall [...] die zwei Dienstmadln [...], die haben nachher gemolken. Und der dritte, der war dann Kuhstallbub, der hat ausmisten müssen.“⁷⁶

⁷³ Interview mit Josefine Aigner, 13. Dezember 2010, Transkript, 6.

⁷⁴ Ebd., 18.

⁷⁵ Vgl. Ernst Bruckmüller, Vom „Bauernstand“ zur „Gesellschaft des ländlichen Raumes“, in: ders. u.a., Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert, Bd. 1: Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Wien 2002, 409–592, 421.

⁷⁶ Interview mit Josefine Aigner, 13. Dezember 2010, Transkript, 7f.

Hier begegnet uns die Ordnung des großbäuerlichen „Herrenhauses“ in der täglichen Betreuung des Viehs, die vorwiegend nicht den Familienangehörigen, sondern Knechten und Mägden oblag.⁷⁷ Während der Wochen der Arbeitsspitzen auf dem Feld beschäftigte das Besitzerpaar zusätzlich Tagelöhner/-innen. Gegen Überlassung eines Bifangs, eines mehrere Furchen breiten, gewölbten Ackerbeetes,⁷⁸ halfen durchwegs Frauen aus benachbarten Kleinhäuslerfamilien bei den Anbau-, Pflege- und Erntearbeiten. Diese Tauschgeschäfte, die weniger einer formellen Vertragsbeziehung, als vielmehr einer informellen Patron-Klientel-Beziehung zwischen Besitzenden und Besitzarmen oder -losen entsprachen, fügen sich nahtlos in das Bild des „Herrenhauses“.⁷⁹ Dieses koloriert Josefine Aigner in ihren Erzählungen kontrastreich durch die ungleichen, aber wechselseitigen Beziehungen zwischen ihrer Familie im „großen Haus“⁸⁰ und den „Häuslleut“⁸¹. Mit dem Hinweis, dass ihre Familie fünfzehn solcher Bifänge vergab, betont sie nicht nur den enormen Arbeitskräftebedarf des großbäuerlichen Betriebes, sondern auch die herausgehobene Stellung des „Herrenhauses“ im lokalen Umfeld.⁸²

Der Meta-Erzählung des Abschieds vom „Herrenhaus“ entsprechend knüpft Josefine Aigner einen Erzählstrang, der von den hauseigenen Dienstboten und -botinnen sowie benachbarten Kleinhäuslern und -häuslerinnen über die burgenländischen Saisonarbeiter/-innen bis zu den die Handarbeit ersetzenden Maschinen reicht. Infolge zunehmender Erwerbsalternativen der Kleinhäusler/-innen im gewerblich-industriellen Bereich mussten während der saisonalen Arbeitsspitzen, vor allem im Zuckerrübenanbau, Arbeiter/-innen aus der gut 200 Kilometer entfernten Region Oberwart im Burgenland angeworben werden.⁸³ Damit verlor aber auch die Arbeitsbeziehung der Dienstgeber/-innen und Dienstnehmer/-innen ihren paternalistischen Charakter: „Die haben ja einen Lohn auch kriegt. Weil das wär sich mit dem Essen allein

⁷⁷ Diese stark arbeitsteilige Haushaltsform erwähnt auch Maria Huber, die „Altbäuerin“ des zuvor dargestellten Betriebs, indem sie einen Nachbarn zitiert: „Eine Bäuerin ist heut im Grunde gesagt nur mehr eine Stalldirn [...]“. Interview mit Maria Huber, 27. Jänner 2011, Transkript, 33f.

⁷⁸ Vgl. Lexikon des Landwirtes, Wien 1948, 46f.

⁷⁹ Vgl. Norbert Ortmayr, Ländliches Gesinde in Oberösterreich 1918–1938, in: Josef Ehmer/Michael Mitterauer (Hg.), Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften, Wien 1986, 325–416, 354.

⁸⁰ Interview mit Josefine Aigner, 13. Dezember 2010, Transkript, 4.

⁸¹ Ebd., 41

⁸² Ebd., 9.

⁸³ Ebd., 17.

nicht ausgegangen, nicht, mit dem Quartier.“⁸⁴ Als schließlich auch die Saisonarbeiter/-innen aus dem Burgenland nicht mehr zur Verfügung standen, erwarben die Aigners gemeinsam mit Nachbarn arbeitssparende Maschinen, darunter ein Vielfachgerät für den Hackfruchtanbau. Josefine Aigner führt dazu aus:

„Im Sechzigerjahr [...] sind uns nachher die nicht mehr heraufgekommen, die vom Burgenland. Da hat es nachher unten schon so ein wenig angefangen, zum Arbeit gehen. Damals war ja das noch nicht so, [...] da hat es ja noch nicht die Arbeit so geben, nicht? Heut, heut gehen ja die Männer, nicht. Von der Schule können sie schon überall hin gehen. [...] Da sind die Männer auch daheim gesessen, sind sie arbeitslos gewesen, nicht. Und die sind halt nachher Zuckerrüben vereinzeln gegangen. [...]. Und, na, dann hat sich das aufgehört. Da sind die Männer nachher, sind auch noch jung gewesen dementsprechend, [...] für den Elternhof, nicht? Und die sind nachher daheim geblieben und, na, haben sie gesagt, bleiben wir daheim, brauch ich nicht da hinauf fahren. [...] Da haben sie nachher ihr Dings schon kriegen müssen, die, die Arbeitslose [...], wie es halt gewesen ist zu der Zeit. Und da haben wir nachher das Vielfachgerät kriegt.“⁸⁵

Diese Umstellung von Hand- auf Maschinenarbeit erscheint in der Erzählung wie im Erleben Josefine Aigners als zentrales Scharnier zwischen dem Damals und dem Heute. Sie schildert diese Veränderung im Energiemanagement einerseits als Reaktion auf den zunehmenden Arbeitskräftemangel, andererseits aber auch als „fortschrittliche“⁸⁶ Aktion.⁸⁷ Eine Aufgeschlossenheit für Landmaschinen habe schon in der Elterngeneration bestanden: „[Den] ersten Traktor haben wir schon gekriegt im – Achtunddreißigerjahr ist der Hitler kommen – Neununddreißigerjahr haben wir schon den ersten Traktor gehabt.“⁸⁸ Die Erzählungen über Maschinenanschaffungen verweisen auf die hybriden Arrangements, die technische Geräte und menschliche Körper verschränkten: „Da haben wir nachher das Gerät gehabt eh schon – Vielfachgerät – haben wir. Das hat der Mann gekauft auch – und dann hab ich auch oben sitzen müssen.“⁸⁹ Das Haushalts-Betriebs-System als sozio-technisches Netzwerk interagierender Akteure veränderte sich durch die Anschaffung neuer Maschinen gravierend: War Josefine Aigner davor vor allem die fachkundige Koordination der in der Agrarpresse

⁸⁴ Ebd., 32.

⁸⁵ Ebd., 36f.

⁸⁶ Ebd., 16.

⁸⁷ Vgl. Kapitaleinsatz in der Agrarwirtschaft, in: Die Landwirtschaft 2 (1969) 1, 4. Zur Subjektposition des *fortschrittlichen Landwirts* siehe den Abschnitt 5.7. und zum Narrativ über die Transformation von der „arbeits- zur kapitalintensiven Wirtschaftsweise“ den Abschnitt 5.12. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

⁸⁸ Interview mit Josefine Aigner, 13. Dezember 2010, Transkript, 2.

⁸⁹ Ebd., 10.

sprichwörtlichen „vielen arbeitenden Hände“⁹⁰ übertragen, bildete sie nun einen Teil eines Ensembles aus Mensch und Maschine, ein Rädchen eines Mechanismus. Dieses neuartige Akteur-Netzwerk war entlang der Geschlechterdifferenz arrangiert: „Der Mann ist gefahren und ich hab hinten nach wurschteln müssen.“⁹¹ Offenbar schrieb die betriebliche Motomechanisierung den Geschlechtern veränderte Positionen zu; aus der Perspektive der Erzählerin bedeutete dies eine Einschränkung ihres Aktionsradius und eine Abwertung ihrer Kompetenzen als „Bäuerin“.⁹²

Am deutlichsten tritt uns das Neuarrangement der Beziehungen zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren bei Erzählungen über die Getreideernte entgegen. Vor der Motomechanisierung wurden „Tagwerker genommen“; es seien „sieben, acht Sensen gängen – Sensen –, die Frauen dazu.“⁹³ Arbeiten und Essen gehörten untrennbar zusammen: „Da hat die Mutter kocht – da haben wir, wirklich wahr, einen Tisch gehabt, der war so groß, da haben zuerst die Schnitter gegessen und dann sind wir erst, die Kinder, drankommen. Der war so voll.“⁹⁴ Als der Bindemäher angeschafft wurde, „haben wir nachher schon dann wieder weniger Leut braucht, nicht. [...] Sind wir halt gefahren, und die anderen haben, hinten vier, fünfe haben nachgeschippelt, hat man dazu gesagt.“⁹⁵ Den tiefsten Einschnitt bedeutete jedoch die Anschaffung des Mähdreschers 1957 (Abb. 4, Stadium 2), mit dem das Ehepaar den Mähdrusch nun „allein“ erledigte:

„Na, und den Mähdrescher nachher, naja. – Dann sind wir nachher wir zwei allein gefahren. [...] Der Mann hat den Mähdrescher geschmiert, und ich hab ein bisschen was hergerichtet zum Kochen, dass wir nachher schnell hereinrennen haben können, schnell ein wenig was essen. – Dann ist es dahingegangen den ganzen Tag. Und dann sind wir gefahren bis um sechse auf der Nacht, bis dass es nimmer gegangen ist.“⁹⁶

Ähnlich die Kindheitserinnerungen des gegenwärtigen Betriebsleiters Franz Aigner, des Sohnes von Josefine Aigner:

⁹⁰ Fahret mit den Traktoren für Oesterreich..., in: Der Österreichische Bauernbündler 5/31 (1950), 3.

⁹¹ Interview mit Josefine Aigner, 13. Dezember 2010, Transkript, 10.

⁹² Zum Wandel des weiblich konnotierten Arbeitsfeldes siehe den Abschnitt 4. sowie zur Subjektposition der *vielbeschäftigten Landfrau* den Abschnitt 5.5. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

⁹³ Interview mit Josefine Aigner, 13. Dezember 2010, Transkript, 12.

⁹⁴ Ebd., 33.

⁹⁵ Ebd., 13.

⁹⁶ Ebd., 16.

„Also meine Eltern haben bereits dann siebenundfünfzig einen Mähdrescher kriegte. Das war dann eigentlich schon ein gewisser Einschnitt auch für uns Kinder, muss ich sagen. Erstens einmal die gigantische Maschine, die da gefahren ist. [...]. Aber was uns dann schon eigentlich abhanden kommen ist, ist das: So lange also die Dreschmaschine im Betrieb war, sind immer fremde Leute zum Dreschen kommen. Und also die haben natürlich auch Kinder gehabt und so – waren immer, wenn die Drescharbeiter am Betrieb waren, waren sieben, acht fremde Kinder allweil da, und das war eine Gaudi, und da hat man also so manches erlebt. Aber wie gesagt, also das ist dann eigentlich weg gewesen, also mit dem Mähdrescher dann.“⁹⁷

Aus dem großbäuerlichen „Herrenhaus“ mit seinem interpersonalen Netzwerk hierarchisch geordneter Beziehungen in Betrieb, Nachbarschaft und Gemeinde wurde – vermittelt des Mähdreschers – ein sozio-technisches Netzwerk aus Mensch und Maschine. Dieses durchaus revolutionäre Neuarrangement wälzte nicht nur die betrieblichen Arbeitsabläufe, sondern auch das Familienleben grundlegend um, wie die Erzählungen von Josephine und Franz Aigner eindrucksvoll vor Augen führen.

Der Betrieb der Aigners, bereits in den 1940er Jahren vergleichsweise stark mechanisiert, errang bis zu den 1960er hinsichtlich der agrartechnischen Ausstattung eine Spitzenposition, wie Franz Aigner betont:

„[Da] war das so, dass die Eltern sehr viel Geld für Maschinen ausgegeben haben. Ah, es war die technische Änderung so eine große, dass man gesagt hat: Also ja – ich denk jetzt an die Heuernte, nicht. Zuerst hat man das also mit der Hand noch geladen draußen. Und dann hat's auf einmal einen Heulader geben. Den haben's so kauft, aber der ist nicht länger am Betrieb gewesen wie drei Jahre. Dann hat's einen Ladewagen geben, nicht. Also das, die Maschinen waren sehr teuer damals, aber waren aber nach drei Jahren also wieder zum Weggeben, weil's ja also total überholt waren, nicht?“⁹⁸

Vor allem in der Formulierung, „man“ habe gesagt, offenbart sich die den Landwirtschaftsstil – mehr vorbewusst als bewusst – anleitende Orientierungsfigur: Das Familienprestige, das sich zur Zeit des „Herrenhauses“ aus den besitzhierarchischen Arbeits- und Sozialbeziehungen gespeist hatte, stützte sich im Übergang von einer arbeits- zu einer kapitalintensiven Wirtschaftsweise zunehmend auf die technologische Vorreiterrolle des

⁹⁷ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 1.

⁹⁸ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 2.

vollmechanisierten Betriebes.⁹⁹ Aus einem Betrieb unter mehreren wurde „der Betrieb schlechthin“¹⁰⁰, über den es hieß: „Dort müsst’s hinschauen, also so müsst’s es machen.“¹⁰¹ Auch das reziproke Tauschverhältnis des Haushalts-Betriebs-Systems mit seiner Umwelt wurde umarrangiert: Ging es zwischen „Herrenbauern“ und Kleinhäuslern zuvor um den Austausch von auf der einen Seite fehlender, auf der anderen Seite überschüssiger Arbeitskraft,¹⁰² so veräußerten die größeren Vorreiterbetriebe den kleineren Nachzüglern nun für die eine Seite bereits veraltete, für die andere Seite nunmehr erschwingliche Maschinen: „Also es hat dann noch einige kleinere Betriebe geben, und die waren dann froh, also wenn sie – dass sie dann Maschinen noch kaufen haben können.“¹⁰³ Darin zeigt sich die stilgeleitete Parallelität von technischem Wandel und sozialer Kontinuität in der „Industriellen Revolution in Österreichs Dörfern“, wie die zeitgenössische Agrarpresse die rasche Motomechanisierung der 1950er Jahre pathetisch darstellte.¹⁰⁴

⁹⁹ Zur Subjektposition der *kommenden Generation* siehe den Abschnitt 5.2. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

¹⁰⁰ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 13.

¹⁰¹ Ebd., 13.

¹⁰² Interview Ferdinand Winkelbauer, 13. Dezember 2010, Transkript, 5. Ferdinand Winkelbauer bewirtschaftete zusammen mit seiner Frau einen Kleinstbetrieb in der unmittelbaren Nachbarschaft des Betriebs der Familie Aigner.

¹⁰³ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 23.

¹⁰⁴ Industrielle Revolution in Österreichs Dörfern, in: Der Österreichische Bauernbündler 13/17 (1958), 3.

Abb. 3: Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: „Altbauern“-Paar (Mitte), zwei Mägde mit unehelichem Sohn (links) und Landmaschinenhändler (rechts), Ende der 1950er Jahre (Sammlung Aigner, St. Leonhard am Forst)



Der Umbau vom paternalistischen „Herrenhaus“ zum technologischen Vorreiterbetrieb – verdichtet in einer Fotografie aus den späten 1950er Jahren, auf der das „Altbauern“-Paar gemeinsam mit am Hof beschäftigten Dienstbotinnen und dem im Haus ein- und ausgehenden Landmaschinenhändler posiert (Abb. 3) – berührte auch das Arrangement der Betriebszweige. Nachdem bis in die 1950er Jahre die Mischwirtschaft von Getreidebau und Rinderhaltung vorherrschte, erschloss das Betriebsleiterpaar seit den 1960er Jahren neue Tätigkeitsfelder (Abb. 4, Stadium 3). Franz Aigner führt dies an der Viehwirtschaft aus:

„Was den Viehstand anlangt, also meine Eltern haben damals schon noch eigentlich alles gehabt. Sie haben also Milchwirtschaft betrieben, im kleinen Maß dann auch Rindermast. Dann haben wir

Schweinehaltung auch gehabt und Geflügelhaltung. Man hat aber dann gesehen also – zum Beginn in den Sechzigern – hat man dann schon versucht, sich irgendwo schon zu spezialisieren.“¹⁰⁵

Wenn Franz Aigner hier von einem „Versuch“ spricht, charakterisiert er die Art und Weise, in der seine Eltern dieses Aufbauprojekt in Angriff nahmen. Josefine Aigner und ihr Mann stockten zwar die Geflügelwirtschaft massiv auf, führten daneben aber die Wirtschaft gewissermaßen im abgesicherten Modus der Produktionsvielfalt weiter. Insgesamt handelt es sich hier eigentlich nicht um eine Spezialisierung des Agrarsystems, sondern eher um den Ausbau eines zusätzlichen Betriebszweiges – und damit um eine Diversifizierung; dennoch erscheint die „Spezialisierung“, von der Franz Aigner spricht, durchaus angemessen: Innerhalb des bestehenden, diversifizierten Arrangements der Produktionszweige ließen sich mit geringem Risiko – gleichsam als Experiment unter Laborbedingungen – neue Arrangements erproben, von denen manche in weiterer Folge tragfähige Spezialisierungspfade eröffnen konnten. Obwohl die Legehühnerhaltung ein kurzzeitiges Experiment blieb, erprobten die Aigners dabei Arrangements, die in anderen Zusammenhängen längerfristig nachwirkten: die „interessante“ – also profitable – Vermarktung und die überregionale Kooperation:

„Die Eltern haben dann mit Geflügelwirtschaft begonnen, haben dann Elterntiere gehabt und haben also Bruteier produziert. So um die fünf-, sechshundert Tiere waren da. Und das war eine Zeit lang sehr interessant. Also sie haben da einen Betrieb gefunden in Oberösterreich, der dann auch die Eier abgenommen hat. [...] Es war also ein sehr gutes Geschäft. Ah, hat aber dann auch nicht so lang dauert, die ganze Geschichte. Es sind die Qualitätskriterien strenger worden und man hat größere Einheiten dann gesucht. Und dann hat der Betrieb da in Oberösterreich begonnen, die Eier aus Deutschland, aus Holland, zu importieren, und damit war das auch wieder weg.“¹⁰⁶

Dieses – kurzfristig gescheiterte, langfristig wegweisende – Experiment markiert eine Schwelle in der Entwicklung des durch den Aignerschen Landwirtschaftsstil geregelten Agrarsystems. Es beinhaltet sowohl Elemente der vorhergehenden, als auch der kommenden Konfiguration des sozio-technischen Netzwerks. Erstmals taucht ein zuvor kaum geäußertes unternehmerisches Gewinnkalkül auf,¹⁰⁷ das sowohl den Aufbau, als auch die Aufgabe der Bruteierproduktion anleitete. Für die Folgejahre erwies sich dieses neue Kalkül als

¹⁰⁵ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 2.

¹⁰⁶ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 3f.

¹⁰⁷ Zur Subjektposition des *modernen Unternehmers* siehe den Abschnitt 5.11. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

bestimmend; eine Rückkehr zur alten Mischwirtschaft erschien nach diesem Experiment nicht mehr gangbar. Als „man“ sah, dass die Bruteierproduktion „dann nimmermehr interessant war,“¹⁰⁸ sah sich die Familie vor die „Tatsache gestellt, irgendein anderes Einkommen“¹⁰⁹ erwirtschaften zu müssen. Daraufhin entschied „man“ sich, einen neuen Rinderstall zu errichten, die Kuhherde aufzustocken und die Milchvermarktung zu forcieren. Aus dem diversifizierten Betrieb mit einem vorläufig gescheiterten Legehühnerzweig wurde letztendlich ein hochspezialisierter Milchwirtschaftsbetrieb.

Parallel zur zunächst versuchsweisen, dann umfassenden Betriebsspezialisierung wandelte sich auch die Zusammensetzung der am Betrieb tätigen Arbeitskräfte. Schon im Laufe der 1950er Jahre beschäftigte die Familie Aigner immer weniger Gesinde: Waren zunächst noch zwei Mägde und drei Knechte am Betrieb, so wurden einige Jahre darauf nur noch eine Magd und ein „Schweizer“, ein professioneller Melker, beschäftigt.¹¹⁰ Auch die Knechte, denen die Betreuung der Pferde übertragen gewesen war, wurden mit der durchgreifenden Motomechanisierung und dem Verkauf der letzten Pferde 1958 obsolet. Als Mitte der 1960er Jahre die beiden Söhne des Betriebsleiterpaares die Fachschule abgeschlossen hatten und als vollwertige Arbeitskräfte zur Verfügung standen, wurden auch die letzten familienfremden Arbeitskräfte entlassen, wie Franz Aigner schildert: „Also bis 1963 waren fremde Personen da. Da ist der Bruder [aus der Schule] kommen, also hat man eine weggeben. Dann war noch eine da, bis dass ich aus der Schule kommen bin, und damit sind die Arbeitskräfte ersetzt worden durch die familieneigenen.“¹¹¹ Ein Gesinde- und Tagelöhnerbetrieb war zum Familienbetrieb geworden. Franz Aigner argumentiert dies rückblickend – seinem markt- und profitorientierten Stil entsprechend – weniger mit den „fortschrittlichen“ Entscheidungen seiner Eltern, als vielmehr mit dem übergreifenden „Strukturwandel“ und dem dadurch verschobenen Lohnniveau im Agrarbereich und in anderen Wirtschaftssektoren:

„Mitte der Sechziger also war’s im Großen und Ganzen mit den bäuerlichen Fremdarbeitskräften, die am Betrieb auch gewohnt haben, vorbei. Gut, das war natürlich, weiß ich, Industrialisierung, also die Leute haben dann natürlich überall ihre Arbeiten, Arbeitsplätze gefunden, und die Landwirtschaft war dann

¹⁰⁸ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 10.

¹⁰⁹ Ebd., 10.

¹¹⁰ Interview mit Josefine Aigner, 13. Dezember 2010, Transkript, 8.

¹¹¹ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 19.

nimmer mehr – und auch das Einkommen aus der Landwirtschaft – attraktiv genug, dass man – ja, man hätt sich’s auch ganz einfach nimmer mehr leisten können.“¹¹²

Die Generation der Söhne brachte aber nicht nur ihre Arbeitskraft, sondern auch neue Orientierungen in den Betrieb der Eltern ein,¹¹³ wie Franz Aigner erzählt: „Man hat in der Schule immer gehört: Ihr müsst größer werden.“¹¹⁴ Und weiter: „Ende der Sechzigerjahr halt der große Schritt allgemein, dass man gesagt hat, ja, Einkommenszuwächse sind also notwendig, in der Schule hat man’s natürlich auch gelernt, also Mehrproduktion, in die müsst ihr einsteigen, [...] und da hat man natürlich [...] neue Gebäude gebraucht.“¹¹⁵ Aber nicht nur die in der landwirtschaftlichen Fachschule angeeigneten Expertendiskurse waren ausschlaggebend für die Betriebsumstellung; auch das Engagement im Ländlichen Fortbildungswerk, der Jugendorganisation der Landwirtschaftskammer,¹¹⁶ erwies sich als wegweisend. Im Zuge eines Besuchs bei einer bayerischen Schwesterorganisation im Allgäu erfuhren die Söhne von den dortigen, für ihre Begriffe riesigen Milchvieh-Spezialbetrieben und beschlossen: „Gut, so ähnlich müssen wir wachsen wie die, nicht?“¹¹⁷ Anders als beim „Versuch“ der Legehühnerhaltung erscheint dieser Schritt in der Erinnerung von Franz Aigner als ein „natürlicher“, dem Landwirtschaftsstil vollständig entsprechender: „Und, und das hat man dann natürlich auch gemacht, hat man umgesetzt daheim.“¹¹⁸ Josefine Aigner erzählt von der überschäumenden Begeisterung, mit der die Söhne ihren Mann mit dem Zukunftsmodell unter Zugzwang setzten:

„Papa, Papa, du musst rausfahren, du musst rausfahren und musst dir das anschauen, wie das geht. Die haben alle neu gebaut – und wie praktisch dass das ist. Einen Kran haben’s drinnen da. Die brauchen

¹¹² Ebd., 5.

¹¹³ Zur Subjektposition der *kommenden Generation* siehe den Abschnitt 5.2. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

¹¹⁴ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 13. Zur Subjektposition des *modernen Unternehmers* siehe den Abschnitt 5.11. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

¹¹⁵ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 11.

¹¹⁶ Vgl. Mehr Wissen bedeutet mehr Brot, in: Der Österreichische Bauernbündler 13/3 (1958), 1; Landjugend kennt ihre Aufgaben, in: Die Landwirtschaft 11 (1958), 2; Bildung hat Vorrang. Landesversammlung des ländlichen Fortbildungswerks, in: Die Landwirtschaft 9 (1969), 13.

¹¹⁷ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 14. Zur Subjektposition des *modernen Unternehmers* siehe den Abschnitt 5.11. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

¹¹⁸ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 14.

keine Heubinkel nimmer angreifen und zur Kuh nimmermehr runterlassen. Das musst dir anschauen, nicht? Na, dann ist der Vater rausgefahren.“¹¹⁹

Der Enthusiasmus der Söhne und das vor Augen geführte Lehrbeispiel taten ihr Wirkung in den Entscheidungen der Eltern: Nachdem der Spezialisierungsversuch der Bruteierproduktion nicht mehr rentabel erschien, entschlossen sich die Aigners, ihren Betrieb nach dem Allgäuer Muster umzugestalten (Abb. 4, Stadium 4). In den Folgejahren wurden ein Rinderstall errichtet und der Rinderbestand massiv aufgestockt, während die Schweine- und Geflügelhaltung verschwand. Das sozio-technische Netzwerk wurde im Hinblick auf die Milchwirtschaft neu justiert. Die Schwerpunktverlagerung auf die Milchkuhhaltung erforderte die Zurückdrängung des Getreide- und Zuckerrübenanbaus zugunsten der Feldfuttererzeugung.¹²⁰ Franz Aigner argumentiert diese Spezialisierung damit, dass sich einzelne Betriebszweige, etwa der Zuckerrübenbau, nicht mehr rentiert hätten. Dies entspricht dem im Zuge der Bruteierproduktion erprobten, nun vorherrschenden Wirtschaftsstil.¹²¹ Parallel zur Außen- wurde auch die Innenwirtschaft auf den neuesten technologischen Stand gebracht; der Einbau eines Hallenkrans – eine der Einrichtungen, die im Allgäu die Söhne verzaubert hatte – bildete 1975 den Abschluss. Es lag in der Logik des Aignerschen Landwirtschaftsstils, dass der Betrieb schließlich auch den Vorbildstatus des Allgäuer Musterbetriebs, zu dem Vater und Söhne ehrfurchtsvoll gepilgert waren, erlangte (Abb. 4, Stadium 5): Franz Aigner beschreibt sein Anwesen als „Exkursionsbetrieb“, auf dem Berufskollegen und -kolleginnen sowie Fachschüler/-innen sehen konnten, „wie wir das eigentlich machen“¹²².

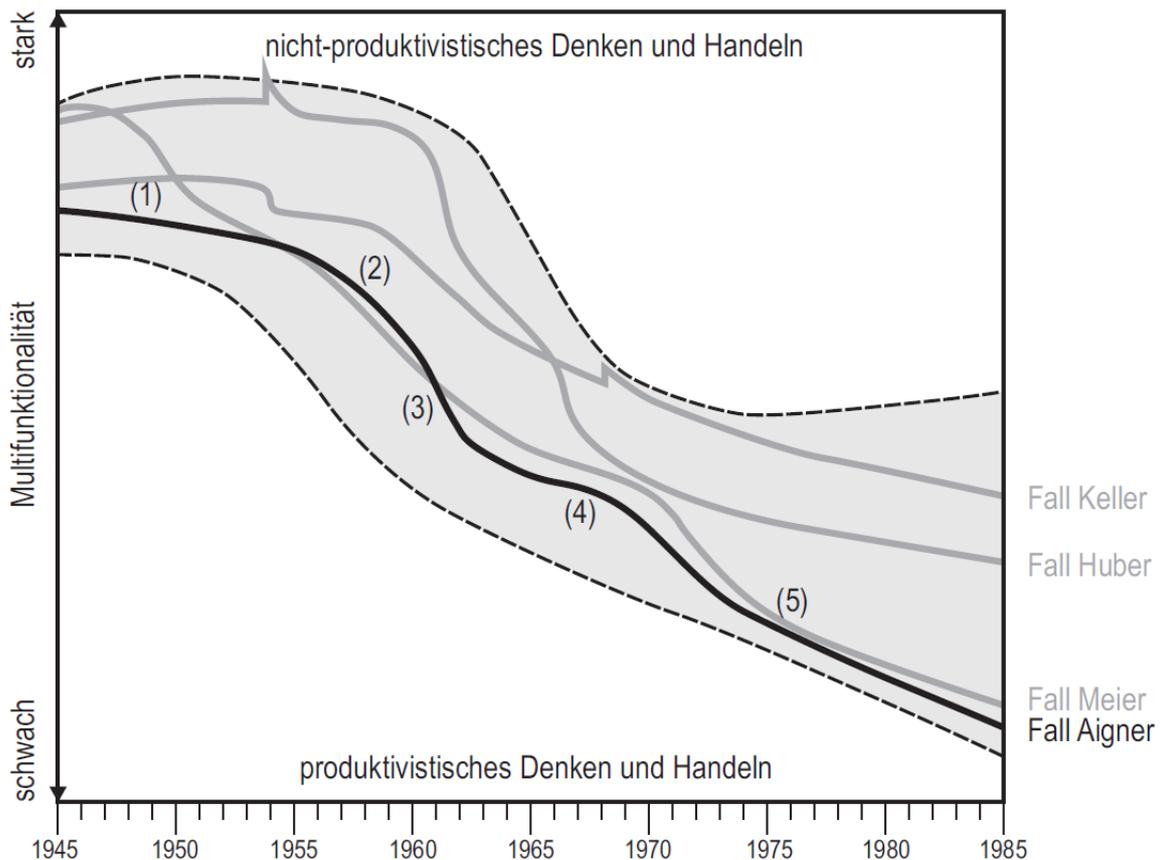
¹¹⁹ Interview mit Josefine Aigner, 13. Dezember 2010, Transkript, 28.

¹²⁰ Zur Subjektposition des *investitionsbereiten Betriebsinhabers* siehe den Abschnitt 5.9. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

¹²¹ Interview mit Franz Aigner, 8. Februar 2011, Transkript, 70.

¹²² Ebd., 13.

Abb. 4: Entwicklungspfad der Aigners im Korridor des „Agrarstrukturwandels“



4. Fallstudie Meier: Vom „nackten Acker“ zum Familienunternehmen

In Guntramsdorf in der gewerblich-industriell stark durchdrungenen Region Mödling, am Übergang der sanften Abhänge des Wienerwaldes in das Wiener Becken, auf etwa 200 Metern Seehöhe in unmittelbarer Nähe zur Eisenbahn, nannte die Familie Meier in den 1940er Jahren ein großbäuerliches Anwesen ihr Eigen. Mit 49 Hektar gutem Ackerland, einem beachtlichen Pferde- und Rinderbestand sowie einem stattlichen Maschinenpark zählte der Betrieb zum Agrarsystem der *Pferdehalter*. Neben der verwitweten Betriebsbesitzerin und dem als Betriebsleiter eingesetzten Sohn arbeiteten noch eine Tochter und zwei Knechte am Hof. Die Haupteinnahmequelle bildete ein Mix aus Brotgetreide- und Milchverkauf; die Schweine- und Hühnerhaltung diente vorrangig der Selbstversorgung. Der junge Betriebsleiter setzte bis Anfang der 1950er Jahre starke Akzente in Richtung hochmechanisierten Markfrucht- und Milchproduktion, die den Betrieb zu einem Pionier der *Zuckerrübenbauern* machten. Dieser Expansionsphase folgte bis Ende der 1950er Jahre eine Phase der Konsolidierung, bevor in den 1960er Jahren ein „großer Sprung“ gelang. Dieser

äußerte sich vor allem in der neu eingeführten Legehühnerhaltung, der ausgeweiteten Schweinemast und der fortgesetzten Motomechanisierung. Bis Anfang der 1980er Jahre hatten die Meiers ihre Ländereien in drei Betriebe aufgeteilt: Den acker- und weinbaulich sowie viehwirtschaftlich genutzten Kernbetrieb mit 41 Hektar Nutzfläche leitete weiterhin der Familienälteste; eine zur Hälfte zugepachtete Getreide- und Zuckerrübenwirtschaft mit 19 Hektar gehörte dem einen Sohn; eine großteils zugepachtete Weinbau- und Getreidewirtschaft mit 5 Hektar führte der andere Sohn als „Aussiedlerbetrieb“. Über die drei formell eigenständigen Betriebe spannte sich das informelle Kooperationsnetz des Vaters und seiner beiden Söhne, vor allem hinsichtlich der Maschinenverwendung. Dies lässt eine enge Verflechtung betriebs- und familienwirtschaftlicher Maßstäbe vermuten, was sich in den Erzählungen auch bestätigt.¹²³

Versuchen wir wiederum, diese Agrarsystem- durch eine Wirtschaftsstilperspektive zu ergänzen. Dabei stützen wir uns auf ein Interview mit dem 85-jährigen ehemaligen Betriebsleiter Johann Meier; dessen Gattin war zu Beginn ebenfalls daran beteiligt. Ergänzende Informationen stammen aus Gesprächen mit dem 56-jährigen Sohn und gegenwärtigen Betriebsleiter Gerhard Meier sowie Lukas Meier, der am Betrieb mitarbeitet und diesen in näherer Zukunft übernehmen soll. Einen Zugang zur stileigenen Orientierungsfigur, die nicht nur das vergangene Alltagsleben regelte, sondern auch das vergegenwärtigende Erzählen anleitet, bietet die folgende Interviewpassage. Darin berichtet Johann Meier über die Wirtschaftspraxis seiner Vorfahren und entwirft dabei ein Bild, wie bei den Meiers über die Generationen hinweg erfolgreich gewirtschaftet wurde. Dabei knüpft er ein bedeutungsgeladenes Netz an Bedingungen, Strategien und Folgen des Denkens und Handelns, das gleichsam als Theorie der Praxis der generationenübergreifenden Familienwirtschaft erscheint – und dem davor und danach Erzählten Kohärenz verleiht:

„Also da müsste ich wieder mehr ausholen, weil mein Vater [...] stammt aus einer größeren Familie da. Und sein Vater ist auch schon, also der Großvater war schon weichender Sohn und hat mit einer kleinen Wirtschaft angefangen. [...] War ein tüchtiger Geschäftsmann und hat ein Fuhrwerksgewerbe mit Pferden angefangen gehabt. Und der hat sich mit dem Fuhrwerksgewerbe Geld gemacht. [...] Die Landwirtschaft und ein bisschen Wein hat auch er angebaut. Hat aber sechs Kinder gehabt, nicht, vier Töchter und zwei Söhne. Die Töchter sind da eh verheiratet gewesen, und waren mit meistens Bauern auch. Das heißt eigentlich alle drei haben einen Bauern geheiratet. Nur die vierte hat einen, einen anderen geheiratet

¹²³ Siehe den Abschnitt 4. im Beitrag von Ernst Langthaler, Sophie Tod und Rita Garstenauer in diesem Heft, der das Agrarsystem-Profil des Betriebes erläutert und kontextualisiert.

gehabt, aber auch einen Weinbaubetrieb dann betrieben, weil der Großvater ihnen Weingärten verschafft hat und ein Haus auch. Und mein Vater [...] hat wollen ein Bauer werden, [...] und der Großvater hat da dann das alte Haus [gekauft].“¹²⁴

Ohne dies auszusprechen, bettet Johann Meier die Ausführungen über sein eigenes Wirtschaftsleben und das seiner Familie in diesen größeren, die Generationen übergreifenden Rahmen ein. Die darin verknüpften Elemente umfassen die „große Familie“, das Anfangen mit einer „kleinen Wirtschaft“, den „tüchtigen Geschäftsmann“, den Zuverdienst durch Nebengewerbe, das Sichern des Lebensunterhalts der Kinder - vor allem durch Weingärten als Aussteuer für die Töchter, die Wahl, „Bauer“ zu werden.¹²⁵ Im Gefolge der Erzählung ordnet Johann Meier auch das Wirtschaften seines Vaters in diese Orientierungsfigur ein. Dabei fügt er neue Elemente in das bestehende Repertoire ein:

„Und der Vater hat auf dem nackten Acker, zum Wirtschaften angefangen, nicht? [...] Und er hat da nebenbei ein Fuhrwerk [...] gehabt. Und hat er sich in die Höhe gearbeitet, nicht? [...] Vierzehn Stückl Rindvieh zum Schluss und Zucht, also Schweine, hat er gehalten. [...] Naja, aber eben auch durch das Fuhrwerken, und gut gewirtschaftet hat er. Er war, also sagen wir, vom Wirtschaften her und von allem, von der Düngung her und alles, war der auch immer am neuesten Stand. Weil [...] da war ein Gutshof, ein großer, und da war ein Pächter [...], der hat Versuche gemacht in Düngung auch und das. [...] Der Vater hat da einen Kontakt einen guten mit ihm gehabt und da hat er natürlich sich allerhand anschauen können, nicht? [...] So hat er sich eben aufgewirtschaftet.“¹²⁶

Dem anfänglichen Arrangement des sozio-technischen Netzwerks fügte Johann Maier hier noch den Transfer agrarischen Fachwissens hinzu, der ihn als „fortschrittlichen Landwirt“ ausweist.¹²⁷ All diese Elemente erhalten ihre Kohärenz in der Figur des „Aufwirtschaftens“, dem choreografischen Prinzip des Meierschen Landwirtschaftsstils. Zwar war es dem Vater – der in den letzten Kriegstagen einen gewaltsamen Tod gefunden hatte – nicht vergönnt, dieses Projekt zu vollenden; doch die Witwe und er selbst als dessen Sohn verwalteten das Erbe nicht nur, sondern nutzten es erfolgreich als Basis des „Aufwirtschaftens“. Die weitere Erzählung Johann Meiers über sein Wirken als Betriebsleiter scheint hochgradig von diesem choreografischen Prinzip bestimmt; es entfaltete seine stilgeprägte und -prägende Wirkung in unterschiedlichen Situationen.

¹²⁴ Interview mit Johann Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 16.

¹²⁵ Ebd., 16.

¹²⁶ Interview mit Johann Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 16f.

¹²⁷ Zur Subjektposition des *fortschrittlichen Landwirts* siehe den Abschnitt 5.7. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

Hatte der Großvater als weichender Sohn mit einer „kleinen Wirtschaft“ begonnen und der Vater seine Wirtschaft auf dem „nackten Acker“ aufgebaut,¹²⁸ so begann Johann Meier, als er nach seiner Flucht aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft 1945 heimgekehrt war, den ausgeplünderten Hof wieder aufzubauen (Abb. 6, Stadium 1):

„Na, wie ich dann heim gekommen bin, da war nix im Haus. Meine einzige Rettung war, dass ein Cousin von mir, [...] der hat unseren Traktor in einem anderen Haus versteckt gehabt. [...] Und mit dem Traktor hab ich [...] für die anderen Bauern geackert schon und alles, nicht? Weil die ja auch nicht viel gehabt haben und alles. Weil die waren ja alle ziemlich ausgeräumt. [...] Und dann Ross gekauft und eine Kuh gekauft und so angefangen, wieder zum Aufbauen, nicht?“¹²⁹

In dieser Phase führte Johann Meier die stilgemäße Strategie des Aufbaus – des „In-Die-Höhe-Arbeitens“¹³⁰, wie er es bei seinem Vater beschreibt – mit Einkünften aus Zug- und Fuhrwerksdiensten weiter. Durch geschicktes Verhandeln – eine Kompetenz des „tüchtigen Geschäftsmanns“¹³¹, der seine Orientierung prägte – vermochte er im Rahmen der Schattenwirtschaft in den Nachkriegsjahren einige Pferde zu erwerben. Damit konnte er „wieder mehr Fuhrwerken“ und so Investitionskapital für den Aufbau des Betriebes erwirtschaften – oder in seinen Worten: „So hab ich mich halt raufgewurstelt.“¹³²

In den 1950er Jahren löste auf dem Meierschen Anwesen nach und nach die Kraft von Verbrennungsmotoren die Muskelkraft der Pferde als Energiequelle ab. Allgemein bargen Maschinenankäufe ein bedrohliches Überschuldungsrisiko. Doch in diesem besonderen Fall wurde dies vermieden: Die stilgemäße Strategie bestand darin, die Rentabilität der Maschinen durch deren Einsatz außerhalb des eigenen Betriebes zu sichern – und darüber die Orientierungen des „guten Geschäftsmannes“ und des Wirtschaftens „am neuesten Stand“ zu verbinden. Johann Meiers Technikbegeisterung stand in Tradition zu jener des Vaters, der als „fortschrittlicher Mann“¹³³ bereits 1938, nach dem „Anschluss“ an Deutschland, einen Traktor erworben hatte.¹³⁴ Dabei stand auch das gutsbetriebliche Vorbild Pate: „Man hat halt

¹²⁸ Interview mit Johann Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 16f.

¹²⁹ Ebd., 18.

¹³⁰ Ebd., 17.

¹³¹ Ebd., 16.

¹³² Ebd., 27.

¹³³ Ebd., 21.

¹³⁴ Ebd., 21.

in den Gutsbetrieben dann schon gesehen, dass die ein bisschen modernisiert haben.“¹³⁵ Die Motomechanisierung auf dem Meierschen Anwesen erscheint nicht nur als Reaktion auf den wachsenden Arbeitskräftemangel, sondern auch als Aktion entsprechend des technologischen Pioniergeists (Abb. 6, Stadium 2). Dabei lässt Johann Meier immer wieder einen spielerischen Zug erkennen, wie etwa in einem Gespräch mit einem Bekannten, mit dem gemeinsam er eine Dreschmaschine und eine Heupresse zu kaufen beabsichtigte:

„Sag ich aus Spaß, Herr Heiger, wissen’s was? Wenn man sich heute was kauft, kauft man sich einen Mähdrescher. Der hat mich angeschaut, und dann hat er gesagt: Weißt was, du bist ein wahnsinnig großer Hochstapler. Und wir sind voneinander gegangen.“¹³⁶

Als ihm kurz darauf im örtlichen Lagerhaus ein Raupenschlepper angeboten worden sei, entgegnete er:

„Ha, sag ich, weißt was? Wenn heute einer sich was kauft, dann kauft er sich nicht eine Raupe, sondern er kauft sich einen Mähdrescher. Wieder nicht ernst gemeint! Sagt er: Was? Einen Mähdrescher willst du dir kaufen? Wir kriegen zwei, einer ist verkauft und der zweite ist noch zum Haben. Sag ich: da muss ich mit meiner Mutter reden. [...] Bin ich heimgegangen und hab gesagt: Weißt was, Mutter? Wir kaufen uns einen Mähdrescher. Hat die gesagt: Ja, wenn du meinst. Bin ich rübergegangen und hab gesagt: Der Mähdrescher ist kauft. [...] Na, und so hat sich dann die andere Mechanisierung halt schön langsam mit entwickelt, nicht?“¹³⁷

Ungeachtet der Spontanität, die Johann Meier seinen Maschinenkäufen unterlegt, folgen diese dennoch stilgemäßen Strategien. So etwa ermöglichten die Maschinenankäufe die Fortsetzung der dem Meierschen Landwirtschaftsstil eingewobenen Erwerbsskombination als Lohnunternehmer: „Wir haben mit den Maschinen was gegangen ist für andere Bauern gearbeitet auch, so wie heute der Maschinenring hauptsächlich gemacht wird, aber mit jeder neuen, jedem neuen Gerät hab ich für die anderen auch was gemacht, nicht, und so hab ich mir ganz schön immer was dazu verdient.“¹³⁸ Eine Fotografie aus den frühen 1950er Jahren zeigt eindrücklich, dass die Motomechanisierung die Handarbeit nicht einfach ersetzte, sondern Hybride aus Mensch und Maschine mit einer eigenen Geschlechterordnung hervorbrachte: Während der Mann – mit einem seiner Kinder als Beifahrer – am

¹³⁵ Ebd., 21f.

¹³⁶ Ebd., 30f.

¹³⁷ Ebd., 31.

¹³⁸ Ebd., 4.

Traktorlenkrad saß, hatten die Frauen die noch nicht integrierten Teilfunktionen des Mähdeschers zu bedienen.

Abb. 5: Hybrid aus Mensch und Maschine: Johann Meier mit Familienangehörigen auf dem traktorgezogenen Mähdescher, um 1952 (Sammlung Meier, Guntramsdorf)



Mit den Einnahmen aus dem Lohnunternehmen erwarb Johann Meier – wie schon sein Großvater aus den Fuhrwerkserträgen – Weingärten zur Versorgung weiblicher Familienangehöriger. Die Ausstattung der damals noch ledigen Schwester mit Weingärten entsprach regionalen Konventionen der Landbesitzverteilung, die alleinstehenden Hauerinnen, meist in Kooperation mit Familienmitgliedern, eine Existenzgrundlage boten.¹³⁹ Dieser Zug des Meierschen Landwirtschaftsstils diente nicht nur der Existenzsicherung weiblicher Erbberechtigter mit Weingartenparzellen, sondern auch der Absicherung der männlichen Besitzkontinuität im großbäuerlich-gemischtwirtschaftlichen Agrarsystem der 1950er Jahre. Johann Meier hatte zunächst geplant, die Weingärten zusammen mit seiner unverheirateten Schwester zu bewirtschaften. Als diese jedoch kurz darauf einen Winzer heiratete und die Weingärten in den Betrieb ihres Gatten einbrachte, kaufte er wiederum – nun für den eigenen Betrieb – Weingärten; diese waren auf längere Sicht für seine

¹³⁹ Zum Agrarsystem der *Hauerinnen* siehe den Abschnitt 3. im Beitrag von Ernst Langthaler, Sophie Tod und Rita Garstenauer in diesem Heft.

Nachkommen vorgesehen. Neben dem Bestreben, Nachkommen mit Landressourcen für die Erwirtschaftung eines Lebensunterhalts zu versorgen, schlägt hier auch der Geschäftssinn durch: Johann Meier erkannte in der Direktvermarktung über die in der industriell-städtisch geprägten Region boomenden Buschenschänken eine Quelle der Wertschöpfung über den Verkauf von Wein und anderer Erzeugnisse des Betriebes. Da der familieneigene Buschenschankbetrieb vor allem die Arbeitskraft der Frau über das bisherige Maß hinaus in Anspruch nahm, bedurfte diese Facette der Orientierungsfigur der Aushandlung, die Johann Meier in folgender Weise andeutet:

„Hab ich zur Frau gesagt: Kaufen wir uns einen Weingarten. Haben wir, zwei Kinder haben wir gehabt, so haben wir mit dem Weinbau angefangen, nicht? Haben wir eine Buschenschank betrieben, also nicht weiß ich wie intensiv. Wir haben ja kein Lokal und nix gehabt. Wir haben ein Zimmer ausgeräumt und im Hof da drüben in der Ecke, nicht, da haben wir ausgeschenkt“¹⁴⁰

Die Erweiterung des großbäuerlich-gemischtwirtschaftliche Agrarsystems durch den Weinbauzweig verdeutlicht, wie die Familie Meier gemäß ihres Landwirtschaftsstils unterschiedliche Elemente zu einer Einheit arrangierte, die ihre Kohärenz durch die Verbindung von Profit- und Familienorientierung erhielt. Scheinbare Gegensätze zwischen produktivistischen Strategien – Maschineninvestitionen, Flächenwachstum und Profitstreben – und nicht-produktivistischen Strategien – Erwerbskombination, Familienorientierung und Betriebsdiversifizierung – fügten sich im Meierschen Wirtschaftsstil zu einem stimmigen Ganzen (Abb. 6, Stadium 3).

Innerhalb dieses Ensembles an Orientierungen war das Bestreben, ein „gutes Geschäft“ zu machen, auffällig stark gewichtet; die Figur des „tüchtigen Geschäftsmannes“, den er bereits in seinem Großvater bewundert hatte, scheint auch für Johann Meier denk- und handlungsleitend gewesen zu sein.¹⁴¹ Dies zeigt sich vor allem in den wiederkehrenden Erzählungen über das Marktgeschehen – über Preisinformationen, Absatzschieben und

¹⁴⁰ Interview mit Johann Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 3. Im Rahmen der „Buschenschank“ dürfen Weinproduzentinnen und -produzenten ohne gastgewerbliche Konzession während einiger Wochen im Jahr Wein ausschenken und dazu kalte Speisen reichen. Während der Wochen, in denen ausgeschenkt wird, wird der Betrieb mit einem grünen Zweig gekennzeichnet („Ausstecken“).

¹⁴¹ Interview mit Johann Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 16.

Geschäftsverhandlungen.¹⁴² Während Johann Meier Pflanzenprodukte über die etablierte Schiene der Guntramsdorfer Lagerhausgenossenschaft vermarktete, ging er bei tierischen Erzeugnissen flexibler vor und versuchte, sein Verhandlungsgeschick auf dem „freieste[n] Markt“¹⁴³, der am wenigsten reglementierten Sphäre, gewinnbringend einzusetzen:

„Naja, sagen wir bei Getreide, und da hat man ja nix machen können, nicht. [...] Da waren die Lagerhäuser waren ja verhältnismäßig seriös immer, nicht? Und, aber beim Rindermarkt und beim Schweinmarkt und auch beim Eiermarkt, [...] wie wir die gehabt haben, [...] da haben wir schon immer geschaut und orientiert danach.“¹⁴⁴

Diese Unterscheidung zwischen tierischen und pflanzlichen Produkten korrespondiert mit unterschiedlichen Marktstrategien. Nahm Johann Meier im Bereich des Ackerbaus – abgesehen von der schrittweisen Flächenausweitung – kaum Veränderungen vor, so setzte er im viehwirtschaftlichen Bereich mehrfach neue, an den Marktverhältnissen ausgerichtete Schwerpunkte.¹⁴⁵ Der beste Preis konnte in der Regel bei der Ab-Hof-Vermarktung erzielt werden. Daher wurde so viel wie möglich auf diesem Weg verkauft. Als das Milchwirtschaftsgesetz von 1950¹⁴⁶ den Ab-Hof-Verkauf einschränkte, verlegte man den Schwerpunkt von der Milcherzeugung auf die einträglichere Viehmast, denn bei Fleisch und Lebendvieh wurden im „Preisbandsystem“ der Marktordnung nur Mindest- und Höchstpreise festgelegt,¹⁴⁷ was den Verhandlungsspielraum für die Preisgestaltung vergrößerte.¹⁴⁸ Mit Wiener Viehhändlern machte er mit „Einstellern“ lukrative Geschäfte.¹⁴⁹ Dabei kaufte er ungemästetes Jungvieh und verkaufte es nach der Mast wieder an denselben Händler. Um

¹⁴² Zur Subjektposition des *Marktteilnehmers* siehe den Abschnitt 5.10. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

¹⁴³ Interview mit Johann Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 13.

¹⁴⁴ Ebd., 13.

¹⁴⁵ Zur Subjektposition des *Marktteilnehmers* siehe den Abschnitt 5.10. sowie zur Subjektposition des *modernen Unternehmers* den Abschnitt 5.11. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

¹⁴⁶ Vgl. Bundesgesetz vom 12. Juli 1950 über die Regelung der Milchwirtschaft (Milchwirtschaftsgesetz), BGBl. 167/1950.

¹⁴⁷ Vgl. Vollversammlung der NÖ Landwirtschaftskammer verlangt Bundesgesetz zur Förderung der Grundaufstockung, in: Der Österreichische Bauernbündler 13/25 (1958), 1: „Die Stabilisierung der Preise nicht preis geregelter landwirtschaftlicher Erzeugnisse, welche der Ernährung dienen, wie Schlachtvieh und Stechvieh, Eier, Obst und Wein, ist im Einvernehmen mit den anderen Wirtschaftsgruppen und Kammern durch Vereinbarungen über Mindestpreise und Höchstpreise, (Preisbandsystem) zu versuchen.“

¹⁴⁸ Interview mit Johann Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 18f.

¹⁴⁹ Ebd., 19f.

seine Spanne zwischen Ein- und Verkaufspreis zu vergrößern, schaltete er eine Weile sogar den Zwischenhandel aus und bezog die Jungtiere von einem Salzburger Viehzüchter.¹⁵⁰ Bei der Schweinemast war ihm wichtig, die besten Ferkel am Markt selbst auszusuchen; das Fleisch wurde an Fleischhauer in der Umgebung oder im eigenen Buschenschank als Speise zum eigenen Wein verkauft.¹⁵¹ Johann Meier scheint das persönliche Gespräch mit Geschäftspartnern wichtig gewesen zu sein; nur so konnte er sein Verhandlungsgeschick bestmöglich – zum Erzielen des höchsten Profits – ausspielen. Dabei ging es neben dem monetären Verhandlungsergebnis immer auch um eine ausgeprägte Lust am Verhandeln, das nicht allein als Mittel zum Zweck, sondern auch als Selbstzweck erscheint: „Früher sind wir beieinander gesessen, der Fleischhacker und ich, und haben gehandelt. Ich hab soviel verlangt, er hat soviel verlangt – wer der bessere Taktiker war, hat sich dann herausgestellt.“¹⁵²

Das profit- und lustorientierte Streben nach einem „guten Geschäft“¹⁵³ war jedoch im Meierschen Landwirtschaftsstil nicht isoliert, sondern in vielfältige Orientierungen eingebettet. Eine davon war die Existenzsicherung der Familienangehörigen. Änderungen im Familiengefüge zogen daher meist Verhandlungen über Änderungen im Betriebsgefüge nach sich, so etwa als Mitte der 1960er Jahre die älteste Tochter für sich beschloss die „Haushaltungsschule“ abzubrechen und am elterlichen Betrieb eine Landwirtschaftslehre absolvieren wollte.¹⁵⁴ Oder mit Johann Meier gesprochen: „Die hat nichts lernen wollen und hat wollen dableiben.“¹⁵⁵ Die veränderte Personenkonstellation erforderte, in Verhandlungen über die familial-betriebliche Orientierungsfigur einzusteigen:

„Da haben wir dann zu Haus geredet, und da hab ich gesagt: Naja, wenn die [Barbara] da bleibt und ist eine Arbeitskraft mehr, dann muss irgendwas geschehen. Entweder wir bauen wieder die Milchwirtschaft besser aus, oder wir fangen mit den Hendln an. Und die Damen, die waren mehr für die Hendln – ist ja logisch, weil’s leichter ist.“¹⁵⁶

¹⁵⁰ Interview mit Johann Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 18–21.

¹⁵¹ Ebd., 13f.

¹⁵² Ebd., 15.

¹⁵³ Ebd., 5, 19, 34.

¹⁵⁴ Ebd., 8.

¹⁵⁵ Ebd., 8.

¹⁵⁶ Ebd., 9.

In dieser Szene treten „die Damen“, wie Johann Meier seine Frau und Tochter nennt, als Entscheidungsträgerinnen auf; ihrer Einbindung gewährleistete jenen Mindestkonsens aller Beteiligten, den eine gelungene Orientierungsfigur erforderte. Dennoch war es Johann Meier, der in der Rolle eines durchaus parteiischen Moderators die Lösung des Problems anbahnte: Wahrscheinlich erschien ihm der überreglementierte Milchmarkt kaum als gangbare Option. Hingegen hatte er in einer Fortbildungsveranstaltung, welche die Landwirtschaftskammer für ihre Mitglieder organisierte, einen „ganz interessant“¹⁵⁷ klingenden Fachvortrag über Legehühnerhaltung gehört. Entsprechend der Präferenzen von Tochter und Frau sowie des – dem Rat der Landwirtschaftskammer folgenden – Mannes begann die Familie Meier die zuvor nur im kleinen Maßstab betriebene Legehühnerhaltung auszubauen (Abb. 6, Stadium 4). Dieser Betriebszweig erwies sich als derart lukrativ, dass die Hühnerpopulation binnen weniger Jahre auf einige tausend Tiere wuchs – und schließlich die Rinder aus dem Stall verdrängte: „Wegen dem, dass das mit den Hendln so funktioniert hat, hab ich dann die Stiere eben aufgegeben. [...] Die Hendlhaltung hat die andere Viehwirtschaft vertrieben, aber zum Vorteil.“¹⁵⁸

Im Rückblick erweist sich der Gang in die Legehühnerhaltung als wegweisender, als er den Beteiligten in der damaligen Situation wohl erschien. Der heutige Betriebsleiter Gerhard Meier sieht darin noch heute die „einzig richtige Entscheidung.“¹⁵⁹ Es war letztlich Johann Meier selbst, der diesen Betriebszweig mit dem ihm eigenen Enthusiasmus ausbaute: „Na, das war das Geschäft.“¹⁶⁰ Begünstigt wurde dies durch Betriebsaufgaben kleinerer Eierproduzenten in der Umgebung, was die Marktposition der Meiers stärkte: „Das hat sich dann aufgehört, dadurch haben wir wachsen können.“¹⁶¹ In der Folge erfuhr die Eierproduktion eine rasante Aufstockung in mehreren Schritten, die Johann Meier in einem Atemzug schildert:

„Und da haben wir uns dann eh ein paar hundert Hendln eingesperrt [...] Das Eiergeschäft ist gut gegangen, die Leute haben, unsere Eier waren gefragt, nicht? [...] Haben wir dort einen Stall [gebaut], weil das zu wenig Eier waren, haben wir oberhalb noch einmal so einen Kobel gemacht. Haben wir schon

¹⁵⁷ Zur Subjektposition des *investitionsbereiten Betriebsinhabers* siehe den Abschnitt 5.9. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

¹⁵⁸ Interview mit Johann Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 21.

¹⁵⁹ Interview mit Gerhard Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 15.

¹⁶⁰ Ebd., 14.

¹⁶¹ Ebd., 15.

sechshundert Hendl gehabt. Die Nachfrage war da. Was machen wir? Wir müssen mehr machen. [...] Und irgendwie durch den Händler dann, der was uns damals selber den Vortrag auch gehalten hat, sind wir dann auf die Batteriehaltung gekommen. Und die können wir uns nur in Deutschland anschauen, nicht? Sind wir auf nach Bayern rausgefahren und haben sich dort ein paar Betriebe angeschaut. Naja, und da ist eigentlich nichts mehr übrig geblieben als wie wir müssten so eine Batterie aufstellen, nicht? [...] Da haben wir dann zweieinhalbtausend da oben gehabt. Und wie wir die zweieinhalbtausend gehabt haben, waren die Eier wieder zu wenig. Dann haben wir dann so Stufenkäfige hineingestellt, waren wieder tausend Hendl. Und das Geschäft ist noch alleweil gegangen. Und dann sind wir hergegangen und haben in die zweite Schräge auch eine Decke eingezogen und dann die zwei Batterien, was oben gestanden sind, aufs Doppelte gemacht, nicht? Haben dann sechstausend Hendl gehabt.“¹⁶²

Diese im Zeitraffer verdichtete Erzählung der Expansion des Legehühnerzweiges innerhalb des familial-betrieblichen Agrarsystems offenbart einmal mehr die Logik des Meierschen Landwirtschaftsstils: War die Entscheidung zum Einstieg in die Legehühnerhaltung familienwirtschaftlich angeleitet, so folgte deren Umsetzung der marktwirtschaftlichen Profitorientierung.¹⁶³ Von Anfang an – vom Fachvortrag in der Landwirtschaftskammer bis zur Exkursion zur Legebatterie in Bayern – orientierten sich die Meiers am agrarischen Expertenwissen.¹⁶⁴ Dies entsprach auch der eingenommenen Vorreiterrolle, die sich schon bei den Landmaschinenkäufen verfestigt hatte.

Die Verschränkung familien- und marktwirtschaftlicher Orientierungen, die den Einsatz der Arbeits- und Kapitalressourcen anleitete, orientierte auch der Umgang der Meiers mit den Landressourcen. Das Bestreben, die bewirtschaftete Fläche auszudehnen, folgte einerseits der Notwendigkeit, den Versorgungsansprüchen der Familienangehörigen Genüge zu tun, ohne die Betriebssubstanz zu schmälern. Andererseits zeigt sich darin die Expansionsstrategie, nicht „kommod“ den Bestand zu erhalten, sondern „etwas aus [seiner] Wirtschaft zu machen“.¹⁶⁵ Beide Momente verbanden sich in der von den Familienmitgliedern geteilten Orientierungsfigur, deren Aushandlung den Landwirtschaftsstil stets aufs Neue organisierte. Als Johann Meier nach seiner Heimkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft wieder in den Betrieb eintrat, lagen Betriebseigentum und -leitung in den Händen seiner verwitweten

¹⁶² Ebd., 9f.

¹⁶³ Zur Subjektposition des *Marktteilnehmers* siehe den Abschnitt 5.10. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

¹⁶⁴ Zur Subjektposition des *investitionsbereiten Betriebsinhabers* siehe den Abschnitt 5.9. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

¹⁶⁵ Interview mit Johann Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 44f.

Mutter. Während die Mutter binnen weniger Jahre die Betriebsleitung dem Sohn übertrug, behielt sie das Eigentum am Großteil der Flächen bis ins hohe Alter und übertrug es dann gleich auf den Enkelsohn.¹⁶⁶ Johann Meier betont, es sei ihm nie am formellen Grundeigentum gelegen; er habe ohnehin informell die Betriebsentscheidungen getroffen. Aus der Erbmasse des Vaters standen ihm und den beiden Schwestern jeweils Pflichtanteile zu. Während die Schwestern gemeinsam ein Zinshaus aus dem Besitz der Mutter überschrieben bekamen, erhielt der Sohn Betriebsflächen im selben Wert. Im Zuge der Familiengründung suchte Johann Meier seine Schwestern mittels Ausstattung mit Haus- sowie einigem Acker- und Weingartenbesitz zum Auszug aus dem elterlichen Anwesen zu bewegen, um „Platz“ für seine junge Familie zu schaffen und nach seinen Vorstellungen „schalten und walten [zu] können“.¹⁶⁷ Gleichzeitig nutzte er jede sich bietende Chance, um Baugründe für seine Töchter¹⁶⁸ sowie Nutzflächen für die eigene, um die mütterlichen Gründe erweiterte Wirtschaft zu erwerben.¹⁶⁹ Als in den 1970er Jahren neben der ältesten Tochter auch die Söhne in den Betrieb eintraten, wurden auch sie zunächst mit kleinen Flächen ausgestattet. Der ältere Sohn erhielt die Äcker seiner Großmutter, der jüngere Sohn, der Ende der 1970er Jahre einen „Aussiedlerhof“ in der Nachbarschaft des elterlichen Betriebs gegründet hatte, die in den 1950er Jahren zugekauften Weingärten.¹⁷⁰ Seinen Eigenbesitz behielt Johann Meier weiter, bewirtschaftete ihn aber gemeinsam mit dem älteren Sohn und seiner ältesten Tochter.¹⁷¹

Die Landressourcen der Meiers bestanden nicht aus einem geschlossenen Ganzen, das von einer Generation an die nächste weitergegeben wurde, sondern aus Teilflächen im Besitz einzelner Haushaltsangehöriger, die allerdings gemeinsam bewirtschaftet wurden. Diesem Besitzkomplex wurden je nach Bedarf Teile abgetrennt oder hinzugefügt. Dabei zeigt sich eine nach Geschlechtern unterschiedliche Strategie des Landtransfers: Weibliche Familienangehörige wurden mit kleineren Bau- und Wirtschaftsflächen ausgestattet; die Substanz des Grundbesitzes blieb meist in männlicher Hand – auch dann, wenn wie in den 1970er Jahren eine Aufteilung des Familienimperiums stattfand (Abb. 6, Stadium 5). Dieser strategisch geleitete Grundstücksverkehr bot den Söhnen – wie sie schon Johann Meier sowie

¹⁶⁶ Interview mit Gerhard Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 2.

¹⁶⁷ Interview Johann Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 36–38.

¹⁶⁸ Ebd., 42f.

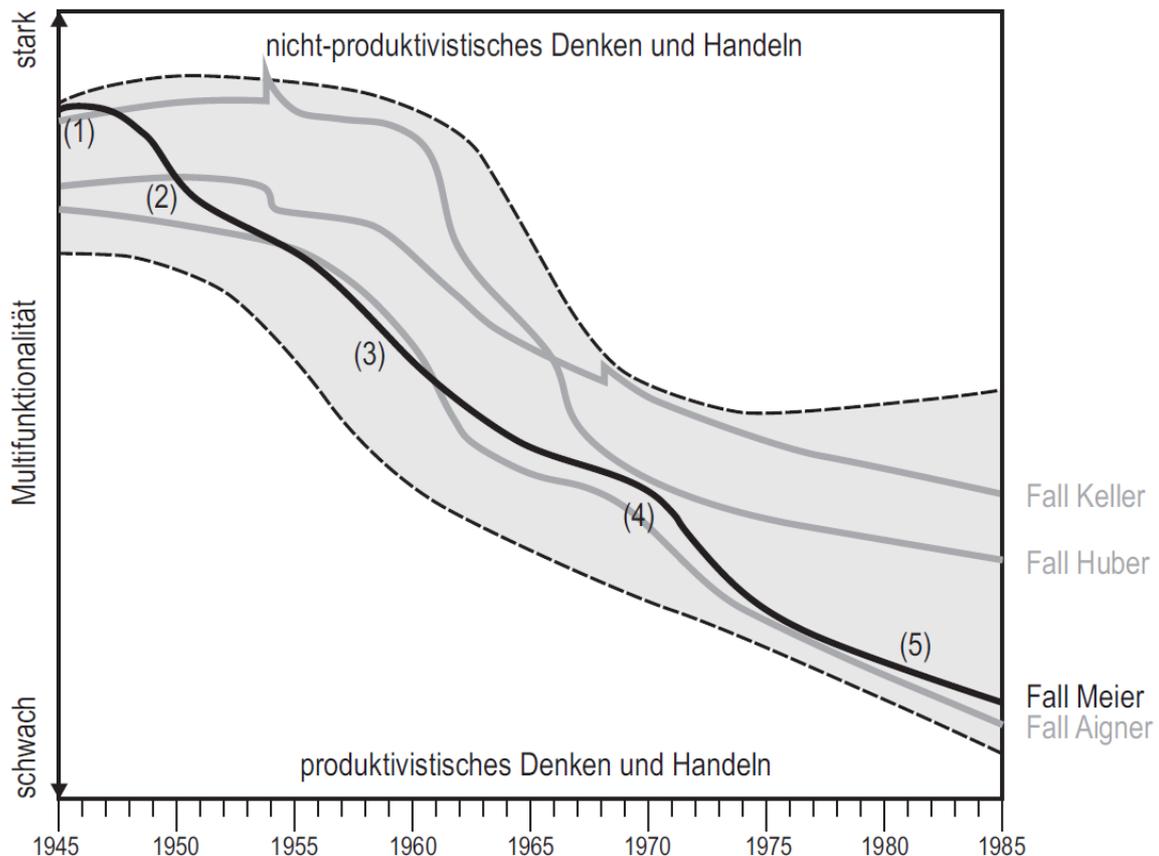
¹⁶⁹ Ebd., 5f.

¹⁷⁰ Interview mit Gerhard Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 2

¹⁷¹ Interview mit Gerhard Meier, 14. Dezember 2010, Transkript, 6–8.

dessen Vater und Großvater – eine Wirtschaftsbasis. Die generationenübergreifende Wirkmächtigkeit des Meierschen Landwirtschaftsstils zeigt sich auch darin, dass zentrale Stilmerkmale sowohl in der gegenwärtigen Betriebsführung des übernehmenden Sohnes als auch in der Zukunftsorientierung des zur Übernahme vorgesehenen Enkelsohnes von Johann Meier wirksam sind.¹⁷²

Abb. 6: Entwicklungspfad der Meiers im Korridor des „Agrarstrukturwandels“



5. Fallstudie Keller: Vom *family trust* zum Ehegattenbetrieb

In Guntramsdorf, nur wenige Schritte von den Meiers entfernt, nannten die Kellers einen Buschenschankbetrieb mit Weingartenparzellen auf dem kalkreichen Abhang des Wienerwaldes ihr Eigen. In diesem Fall bildete kein „(Landwirtschafts-)Betrieb“¹⁷³ im Sinn einer abgegrenzten und beständigen Wirtschaftseinheit, sondern die verschiedene

¹⁷² Interview mit Lukas Meier, 21. Februar 2011, Transkript, 5.

¹⁷³ Unsere Gesprächspartner/-innen in der Region Mödling wiesen uns wiederholt darauf hin, dass Weinbau eigentlich nicht Landwirtschaft sei.

Generationen und Geschlechter umgreifende Verwandtschaft das verbindende Element des sozio-technischen Netzwerks. Sowohl die Gesamtheit, als auch die einzelnen Teile des Besitzkomplexes lassen sich dem Agrarsystem der *Hauerinnen* zuordnen. Zu Kriegsende verfügten der alte Hauer, seine erwachsene Tochter sowie der Sohn mit Ehefrau über fünf Hektar Weingärten; zusätzlich zu zwei ständig Beschäftigten waren zur Deckung der im Weinbau extremen Handarbeitsspitzen fünf Tagelöhner/-innen tätig. Anfang der 1950er Jahre wurden die Weingartenparzellen samt familieneigenen und -fremden Arbeitskräften nach Familienangehörigen getrennt registriert. Ende der 1950er Jahre scheint allein die Tochter als Besitzerin von eineinhalb Hektar Weingarten auf; der Sohn hatte in einer Nachbargemeinde einen Weinbaubetrieb eröffnet. Ende der 1960er Jahre erwarb der junge Sohn des weggezogenen Sohnes in Guntramsdorf zweieinhalb Hektar Weingärten, die er zusammen mit seiner Ehefrau und saisonalen Hilfskräften bearbeitete. Die Anschaffung eines Traktors stellte einen Mechanisierungsschub dar. Im Lauf der 1970er und frühen 1980er Jahre wurde der Besitz des Enkelsohnes und seiner Ehefrau auf viereinhalb Hektar Weingärten und ein kleines Waldstück aufgestockt. Der Ankauf zweier Traktoren und eine Fülle sonstiger Gerätschaften brachten eine kapitalintensiv wirtschaftende *Winzerfamilie* hervor.¹⁷⁴

Um die denk- und handlungsleitenden Landwirtschaftsstile dieses Agrarsystems herauszuarbeiten, stehen uns Gesprächsaufzeichnungen mit dem 68-jährigen vormaligen Betriebsleiter Leopold Keller und seiner 66-jährigen Gattin Elfriede Keller zur Verfügung.¹⁷⁵ Vor allem Leopold Keller entwirft seine Vergangenheit zwischen den 1950er und 1980er Jahren aus einer pessimistisch unterlegten Perspektive, was Gegenwart und Zukunft des Weinbaus betrifft. Im Zuge des „Strukturwandels“ sei es nicht nur zu einer dramatischen Reduktion von Weinbaubetrieben in der Region gekommen;¹⁷⁶ auch die vormals lebendige Kooperation zwischen den Hauern sei verstärktem Wettbewerbsdenken gewichen.¹⁷⁷ Zudem reiche es nicht mehr aus, sich das nötige Wissen durch die Mitarbeit im elterlichen Betrieb anzueignen. Vielmehr sei eine Fachausbildung unumgänglich geworden.¹⁷⁸ Weiters habe sich das Hauptaugenmerk bei der Führung eines Weinbaubetriebes von der Produktion auf die

¹⁷⁴ Siehe den Abschnitt 4. im Beitrag von Ernst Langthaler, Sophie Tod und Rita Garstenauer in diesem Heft, der das Agrarsystem-Profil des Betriebes erläutert und kontextualisiert.

¹⁷⁵ Auf Wunsch der Interviewpartner/-innen werden die Interviewpassagen nicht wörtlich zitiert, sondern nur paraphrasiert.

¹⁷⁶ Interview mit Leopold Keller, 21. Jänner 2011, Transkript, 15f.

¹⁷⁷ Ebd., 10f.

¹⁷⁸ Ebd., 12.

Vermarktung verlagert: Verkaufte sich der Wein früher gleichsam von selbst – wodurch der Fokus auf der Produktionssteigerung gelegen sei –, so habe sich dies im Laufe der Jahre umgekehrt; die Produktion habe immer mehr an die Absatzmöglichkeiten angepasst werden müssen.¹⁷⁹ Schließlich nennt Leopold Keller als das vielleicht schwerwiegendste Problem die Verteuerung der Lohnarbeitskräfte: In den 1950er Jahren hätten alleinstehende Personen mit Weingartenbesitz üblicher Weise Lohnarbeitskräfte beschäftigen und damit immer noch ihren Lebensunterhalt bestreiten können. Mit zunehmendem Lohnanstieg erwies sich nur noch das Wirtschaften mit Familienangehörigen als tragfähig. Nur zu Spitzenzeiten, etwa bei der Lese, wurde auf Lohnarbeit zurückgegriffen.¹⁸⁰

In diesen pessimistischen Rahmen platziert Leopold Keller seine Schilderung der eigenen Familienwirtschaft zwischen den 1950er und 1980er Jahren. Sein Großvater habe in der Nachkriegszeit zusammen mit zwei erwachsenen Kindern, einem verheirateten Sohn, dem Vater Leopold Kellers, und einer ledigen Tochter gewirtschaftet. Bis Anfang der 1950er Jahre teilte der Großvater seinen Besitz von etwas mehr als fünf Hektar Weingärten auf die Kinder auf. Die Betriebsstätte, Weinkeller und Buschenschank im Haus des Großvaters, wurde jedoch weiterhin von allen gemeinsam genutzt. Obwohl die Tante Leopold Kellers mit einem eigenen Haus ausgestattet worden war, wohnte sie weiterhin in dessen Haus, weil sie für den verwitweten Großvater den Haushalt führte. Der Vater von Leopold Keller und seine Familie bezogen inzwischen das Wohnhaus der Tante, das Haus des Großvaters mit Keller und Buschenschank als späteres Erbe vor Augen.

Einen Richtungswechsel in Leopold Kellers Lebensgeschichte signalisiert die schrittweise Auflösung des haushaltsübergreifenden Bewirtschaftungsverbands¹⁸¹ von Verwandten, die in einem komplexen Arrangement von individuellen und kollektiven Eigentums- und Nutzungsrechten auf eigene Rechnung Weinbau betrieben. Leopold Keller mutmaßt, dass sich sein Vater durch dieses familial Beziehungsgefüge in seinen persönlichen Wirtschaftsorientierungen eingeschränkt sah. Folglich sei es häufig zu Konflikten innerhalb des *family trust* gekommen. Schließlich habe sich der Vater entschlossen, in das benachbarte Gumpoldskirchen, den Geburtsort seiner Frau, zu übersiedeln und dort Wohnhaus,

¹⁷⁹ Ebd., 9.

¹⁸⁰ Interview mit Leopold Keller, 21. Jänner 2011, Transkript, 4, 34.

¹⁸¹ Zum *family trust* und zu Betriebsentscheidungen unter komplexen Eigentumsverhältnissen vgl. Wilson, Multifunctional Agriculture, 277.

Weingarten und Buschenschank zu erwerben (Abb. 8, Stadium 1). Die Kellerwirtschaft wurde weiterhin gemeinsam mit den anderen Familienmitgliedern im Haus des Großvaters betrieben.¹⁸² Nach dem Tod des Großvaters blieb die Tante in dem Haus, das mittlerweile auf ihren Bruder übergegangen war, und nutzte dort das Buschenschanklokal zum Weinverkauf. Das nicht benötigte Haus der Tante wurde in der Zwischenzeit vermietet. Als Leopold Keller nach gut zehn Jahren Mitarbeit im väterlichen Betrieb in Gumpoldskirchen 1967 heiratete und sich als Weinbauer selbständig machte, überschrieb ihm der Vater das Guntramsdorfer Haus des Großvaters samt Keller und Buschenschank. Die Tante musste nun das Gebäude verlassen und in ihr vom Vater ererbtes Haus ziehen. Einige Jahre wurde der vorhandene Keller an der nunmehrigen Betriebsstätte Leopold Kellers auch von dessen Vater und Tante genutzt; dann zog sich die ältere Generation aus dem Weinbau zurück.¹⁸³ Obwohl Leopold Keller zwei ebenfalls im Weinbau tätige Geschwister hatte, fand in seiner Generation keine haushaltsübergreifende Zusammenarbeit mehr statt. Gemeinsam mit seiner Frau begann er ab den späten 1960er Jahren, einen Weinbaumittelbetrieb aufzubauen. Sie hätten sie sich langsam „hinaufgearbeitet“¹⁸⁴ – das baufällige Haus renoviert, in den Buschenschankbetrieb investiert, nach und nach Weingartenparzellen zugekauft. Betrachten wir den Bewirtschaftungsverband der Familie Keller als ein durch die von allen Mitgliedern geteilte Orientierungsfigur organisiertes Kollektiv, so signalisierte der Umzug von Leopold Kellers Vater in den Nachbarort das Auseinanderstreben der individuellen Orientierungen.¹⁸⁵

In der weiteren Erzählung zeichnet Leopold Keller seinen Vater als einen „fortschrittlichen“, durch ausgeprägte Neugier an neuen Kultivierungsmethoden angetriebenen Weinbauern. *Weinbau einmal anders* – der Titel des 1950 erstmals und später in mehreren Neuauflagen erschienenen Lehrbuchs von Lenz Moser charakterisiert treffend auch den vorherrschenden

¹⁸² Interview mit Leopold Keller, 21. Jänner 2011, Transkript, 35–36.

¹⁸³ Ebd., 36.

¹⁸⁴ Ebd., 2.

¹⁸⁵ In einer zeitgenössischen Betrachtung der Situation des Weinbaus resümiert der Vizepräsident der Landwirtschaftskammer: „Die patriarchalische Zeit ist längst vorüber, und die Kinder wollen sich heute nur soweit in die Familienwirtschaft einordnen, als durch ihre Anwesenheit nicht der Lebensstandard herabgesetzt wird. Heute streben die Bauernkinder eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den Eltern an [...] . Deutsche und amerikanische Wissenschaftler nennen diese Entwicklung die *Tendenz zum Einmannbetrieb*, und sie stellen damit die Forderung auf, den Betrieb arbeitswirtschaftlich so zu gestalten, daß er vom Besitzer und seiner Gattin arbeitsmäßig allein bewältigt werden kann.“ Vgl. Theo Eggendorfer, *Der Weinbau von heute und morgen*, in: *Bauernbundkalender* (1955), 130–132.

Orientierungshorizont des experimentierfreudigen Weingartenbesitzers.¹⁸⁶ Ende der 1950er Jahre, als der junge Leopold Keller schon im väterlichen Betrieb mitarbeitete, begannen der Vater die Weingärten von der weithin üblichen handarbeitsintensiven Pfahlkultur auf die in dieser Zeit in die Fachwelt diskutierte Hochkultur nach Lenz Moser umzustellen (Abb. 8, Stadium 2).¹⁸⁷ Bei dieser Kultivierungsmethode werden die Reben auf Drahtkordons in einer Höhe von ungefähr eineinhalb Meter in einem Reihenabstand von ungefähr drei Meter Breite geführt. Dadurch verringerte sich zwar die Zahl der Weinstöcke, die auf einer gegebenen Fläche kultiviert werden können, und die Reben waren im Winter stärker Frostschäden ausgesetzt; dem gegenüber stand eine erhebliche Arbeitersparnis, weil die Bodenbearbeitung, die Laubarbeiten und die Schädlingsbekämpfung mit Maschinen erledigt werden konnten. Nach Lenz Moser sollte die Technik zum Maßstab der Natur werden (Abb. 7): „In Zukunft müssen wir den Weingarten nach der Maschine und nicht wie bisher die Maschine nach dem Weingarten bauen.“¹⁸⁸ Leopold Keller zufolge gehörten seine Eltern zu den ersten in der Region, die ihre Weingärten von der Pfahl- auf die Hochkultur umstellten. Trotz anfänglicher Skepsis und wegen wachsender Lohnkosten seien die übrigen Weingartenbesitzer diesem Beispiel nach und nach gefolgt. Wissensressource war nicht nur der elterliche Erfahrungsschatz, sondern zunehmend auch die Weinbauschule; die Absolventen eigneten sich das dort vermittelte Expertenwissen durch eigene Experimentiererfahrungen, etwa mit frostresistenten Rebsorten, weiter an.¹⁸⁹ Nicht immer lieferten dieser Experimente zufriedenstellende Ergebnisse. Manche der in der Schule empfohlenen Sorten vertrugen zwar den Frost, nicht aber die kalkreichen Böden der Region. Doch in der Interaktion der Weingartenarbeiter/-innen, Weinreben und Drahtkordons bildeten sich neue Arrangements heraus. Die Weingärten wurden zum Teil im Zuge der wiederkehrenden Neuauspflanzungen umgestellt; zum Teil wurden in jüngeren Stockkulturen jeweils zwei Zeilen gerodet und die Reben in den verbliebenen Reihen hochgezogen. Dieses Arrangement lieferten

¹⁸⁶ Vgl. Lenz Moser, Weinbau einmal anders. Ein Weinbaubuch für den fortschrittlichen Weinbauern, Rohrendorf 1950.

¹⁸⁷ Interview mit Leopold Keller, 21. Jänner 2011, Transkript, 3–11; Hans Weiß, Umstellung des österreichischen Weinbaus, in: Bauernbundkalender (1961), 128–131; ders., Richtige Anlage eines Weingartens, in: Bauernbundkalender (1961), 118–121; Karl Biffli, Drahtrahmen im Weinbau zu empfehlen?, in: Bauernbundkalender (1955), 128–130.

¹⁸⁸ Moser, Weinbau, 57.

¹⁸⁹ Vgl. Eggendorfer, Weinbau, 130. Zur Subjektposition der *kommenden Generation* siehe den Abschnitt 5.2. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

Erfahrungswerte darüber, wie die in der Region üblichen, bodenangepassten Rebsorten auf die stärkere Frostbelastung reagierten.

Abb. 7: Technikgerechte Natur: Traktorarbeit in einem auf Hochkultur umgestellten Weingarten in Gumpoldskirchen 1962 (Slg. Meier, Guntramsdorf)



Leopold Kellers Weingärten waren weitgehend umgestellt, als er 1967 heiratete und von seinem Vater seinen Anteil an den Weingärten übertragen bekam (Abb. 8, Stadium 3). Dagegen war im Rest der Gemeinde die Umstellung der Weinkulturen noch im Gang und dauerte bis Mitte der 1970er Jahre an. Leopold Keller selbst engagierte sich im Weinbauverband, der zu dieser Zeit zum Forum für die Wissensvermittlung zum Thema Hochkultur wurde. Die Wissensvermittlung erfolgte in diesem Fall nicht ausschließlich *top down*, von den Agrarexperten zu den Praktikern, sondern auch *bottom up*: Die Hochkultur war eine Innovation, die nur durch die enge Kooperation der Experten und Praktiker sowie der Praktiker untereinander Erfolg versprach. Die Sensibilität der Weinrebe – als pflanzlicher Akteur – gegenüber Boden- und Klimaeinflüssen drängte die menschlichen Akteure zu behutsamen Vermittlungen zwischen überregionalem Experten- sowie regionalem und lokalem Erfahrungswissen. Laut Leopold Keller habe dieser enge Wissensaustausch den Zusammenhalt unter den Weinbau Treibenden gestärkt. Die Umstellung auf die Hochkultur sparte Geld für Lohnarbeitskräfte, das in Maschinen investiert werden konnte – und musste.

In mittleren und größeren Betrieben konnten mittels Hochkultur alle Arbeiten bis auf die Lese mit Familienarbeitskräften bewältigt werden.¹⁹⁰ Hingegen wurde vielen Besitzern und Besitzerinnen kleinerer Weingärten diese Brücke zum „Fortschritt“ zur unüberwindlichen Hürde. Leopold Keller und seine Gattin stiegen mit Hilfe der letzteren Gruppe zur ersteren auf und erweiterten ihren Weingartenbesitz durch Zukäufe von Nachbarn (Abb. 8, Stadium 4).¹⁹¹ Das Ehepaar investierte aber nicht nur in den Weinbaubetrieb, sondern auch in das angeschlossene Buschenschanklokal, das es renovierungsbedürftig übernommen hatte.¹⁹² Durch die arbeitsaufwändige, aber lukrative Direktvermarktung im Buschenschank konnten sowohl der Unterhalt der beteiligten Familienmitglieder als auch die Mittel für laufende Investitionen – gelegentliche Grund- und Maschinenkäufe, aber auch Ausbesserungen an Wohn- und Wirtschaftsgebäuden – erwirtschaftet werden. So arrangierten die Kellers rund um die technische Neuerung der Hochkultur einen Weinbaumittelbetrieb samt Buschenschank mit einer Fläche von knapp fünf Hektar, der zwei bis drei Familienarbeitskräfte auslastete. Eine alleinstehende Hauerin wie seine Tante hätte so nicht mehr wirtschaften können, so Leopold Keller.¹⁹³ Wir fügen hinzu: Das Agrarsystem, dem der Betrieb der Tante zuzuzählen war, passte nicht mehr zu diesem – dem „anderen“ – Landwirtschaftsstil. So verschwand die Bewirtschaftung einzelner Weingartenparzellen ausschließlich von Hand, wie es im Agrarsystem der *Hauerinnen* üblich gewesen war, nach und nach. Die technologische Wende der Hochkultur brachte das Agrarsystem der *Winzerfamilien* hervor.¹⁹⁴

Leopold Kellers Erzählung lässt sich auch als Schilderung des Auf- und Neuknüpfen eines sozio-technischen Netzwerks lesen: Aus dem haushaltsübergreifenden Familientrust einzelner Hauer/-innen war ein eigenständiger, von einem Ehepaar bewirtschafteter Familienbetrieb geworden. Arbeitskräfteverknappung und Technologietransfer – zentrale Momente des zeitgenössischen Agrardiskurses¹⁹⁵ – hatten den Weinbau von einer vorrangig arbeits- in eine kapitalintensive Kulturtechnik verwandelt. Doch dies ist eine Außensicht, die der produktivistischen Meta-Erzählung folgt; aus der Innensicht lässt die Erzählung einen bestimmten Stil, die Fäden dieses Netzwerks zu knüpfen, erkennen. Im Zentrum dieses

¹⁹⁰ Interview mit Leopold Keller, 21. Jänner 2011, Transkript, 4.

¹⁹¹ Ebd., 18.

¹⁹² Ebd., 3.

¹⁹³ Interview mit Leopold Keller, 21. Jänner 2011, Transkript, 33.

¹⁹⁴ Zum Agrarsystem der *Winzerfamilien* siehe den Abschnitt 3. im Beitrag von Ernst Langthaler, Sophie Tod und Rita Garstenauer in diesem Heft.

¹⁹⁵ Siehe dazu die Abschnitte 3.1. und 4. im Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

Wirtschaftsstils stand der behutsame, erfahrungsgesättigte Umgang mit den Eigenarten des Weinbaus als Sonderkultur mit hoher Empfindlichkeit gegenüber Störungen. Leopold Keller und seine Gattin setzten, auch hier der älteren Generation folgend, Neuerungen nicht abrupt um, sondern loteten schrittweise (Gegen-)Aktionen und (Gegen-)Reaktion einzelner Elemente des bewirtschafteten Agrarsystems aus. Erprobte Erfahrungen mit regionalen und lokalen Verhältnisse wurden nicht einfach durch gelernte Fachdiskurse ersetzt. Vielmehr setzte Leopold Keller beide Wissensbereiche zueinander in eine Wechselbeziehung, etwa im örtlichen Weinbauverein, wo Gleichgesinnte Erfahrungs- und Fachwissen auszutauschen pflegten. Die optimale Feineinstellung von Standort, Rebsorte, Zeilenbreite, Schnittweise und Bodenpflege konnte nicht einfach aus dem – notwendiger Weise vergrößernden – Fachdiskurs abgeleitet, sondern mussten immer auch mittels Lernens durch Versuch und Irrtum erprobt werden.

Eine ähnliche Strategie des „kleinen Schritte“ finden wir auch bei der allmählichen Betriebsexpansion durch Zukauf von Weingärten. Leopold Keller habe nicht auf Biegen und Brechen aufgestockt, sondern auf günstige Gelegenheiten gewartet; Lage, Zustand, Größe, Kaufpreis und Investitionskapital mussten zusammenpassen, bevor ein Landkauf zustande kam.¹⁹⁶ Auch im Bereich der kostenintensiven Kellertechnik bevorzugte Leopold Meier die Strategie des behutsamen Vorgehens. So habe er nicht jede Neuigkeit angeschafft, da vieles bald wieder als überholt gegolten habe. Hingegen habe er den Bereich der Weingartenarbeiten rasch und vollständig mechanisiert, um die knappe Arbeitskraft des Ehepaars in den arbeits- und wertschöpfungsintensiven Buschenschankbetrieb umzulenken. Kurz, nicht Kapital- statt Arbeitsintensität, sondern Kapital- und Arbeitsintensität galt es zu steigern.

Die Strategie der „kleinen Schritte“ entsprach der Art der Ressourcen, mit denen das Ehepaar tagtäglich zu tun hatte. Die Bodenverhältnisse, das Standortklima, aber auch die Rebstöcke erscheinen in den Erzählungen Leopold Kellers oft als widerständige Akteure. Aber nicht nur im Weingarten nahmen natürliche Elemente eine entscheidende Rolle ein; auch im Keller bekam der Wein – mit der ihm eigenen Zeitrhythmik – eine eigenständig handelnde Rolle zugewiesen. So bildete die Koevolution¹⁹⁷ von Technik und Natur eine zentrale Facette des

¹⁹⁶ Interview mit Leopold Keller, 21. Jänner 2011, Transkript, 18.

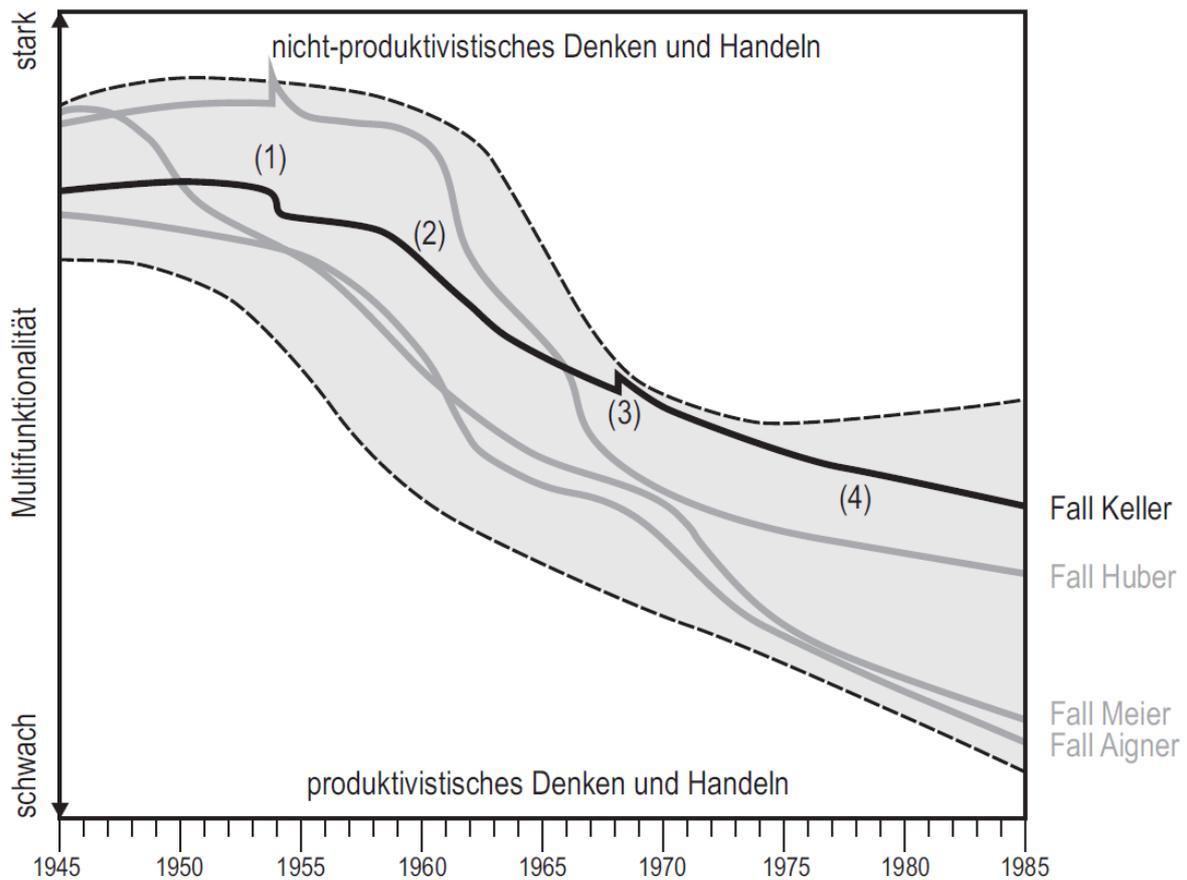
¹⁹⁷ Vgl. Verena Winiwarter, Agrargeschichte als Umweltgeschichte?, in: Ernst Langthaler/Josef Redl (Hg.), Reguliertes Land. Agrarpolitik in Deutschland, Österreich und der Schweiz 1930–1960 (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2), Innsbruck – Wien – Bozen 2005, 204–212, 205–207.

Kellerschen Wirtschaftsstils: Es ging nicht nur, wie etwa bei der Umstellung von Pfahl- auf Hochkultur, darum, die Natur der Technik anzupassen. Die Kellers suchten im Umgang mit den technischen Mitteln stets auch den natürlichen Eigenheiten der Weinreben, der Trauben und des Weines gerecht zu werden. So etwa wurde auf Initiative Elfriede Kellers schon Ende der 1970er Jahre der Einsatz chemischer Pflanzenschutzmittel im Weingarten drastisch verringert und kurz darauf die Bewirtschaftung nach den Vorgaben der kontrollierten integrierten Produktion – des „naturnahen Weinbaus“ – aufgenommen.¹⁹⁸

Diese mit vielen nicht-produktivistischen Elementen gespickte Wirtschaftspraxis schloss nicht aus, dass die Kellers am produktivistischen Megaprojekt teilnahmen – im Gegenteil: Sie waren in gewisser Weise auch Vorreiter eines weniger arbeits- und mehr kapitalintensiven Agrarsystems. Doch ihre Alltagspraxis war geregelt durch einen Landwirtschaftsstil, der sie weder vollständig angepasst, noch gänzlich widerständig in Bezug auf Anreize und Zumutungen des „Strukturwandels“ (re-)agieren ließ. Vielmehr eröffnete die stilgeleitete Aneignung der Strukturen zwar begrenzte, aber genügend weitläufige Denk- und Handlungsräume, um sich Elemente des Politik-, Markt- und Expertensystems selektiv anzueignen.

¹⁹⁸ Interview mit Elfriede Keller, 21. Jänner 2011, Transkript, 11.

Abb. 8: Entwicklungspfad der Kellers im Korridor des „Agrarstrukturwandels“



6. Zusammenschau

Die vier Fallstudien machen das Unter-Einen-Hut-Bringen unterschiedlicher Eigenlogiken menschlicher und nichtmenschlicher Akteure des Agrarsystems, die Aushandlung von Landwirtschaftsstilen, nachvollziehbar. Die *challenges*, denen sich die Betriebsleiter/-innen gegenüber sahen, unterschieden sich nach den Engpässen beim Zugang zu Land, Arbeit, Kapital oder Absatzwegen; allein zum massenmedial und persönlich vermittelten Fachwissen herrschte ein breiter Zugang.¹⁹⁹ Als *responses* suchten sie dauerhafte, in sich stimmige Arrangements von Dingen, Menschen und Ideen – kurz, Landwirtschaftsstile – zu schaffen (Tab. 1).

¹⁹⁹ Siehe den Beitrag von Ulrich Schwarz in diesem Heft.

Tab. 1: Ressourcenzugang und Landwirtschaftsstil

Fall	Land	Ressourcenzugang in Bezug auf			Absatz	Landwirtschaftsstil
		Arbeit	Kapital	Wissen		
Huber	<	=	<	>	<	arbeitsbasierte Binnenaufstockung
Aigner	=	<	=	>	=	technikbasierte Außenaufstockung
Meier	>	=	>	>	>	familienorientierte Marktsouveränität
Keller	>	<	=	>	>	koevolutionäres Betriebswachstum

Legende: > erweitert, = mittelmäßig, < verengt

Den engsten Manövrierraum der untersuchten Fälle fanden die Hubers auf ihrem mittelbäuerlichen Grünlandbetrieb in Texing am Übergang vom Alpenvorland zu den Voralpen vor: Die Kapitalknappheit verwies sie für die nötigen Investitionen auf den Kreditmarkt; das durch die Motomechanisierung induzierte Flächenwachstum stieß rasch an die Grenzen des Bodenmarktes; der beschränkte Ab-Hof-Verkauf legte die Vermarktung über das dicht geknüpfte Genossenschaftsnetz nahe. Mittels ihrer Humanressourcen –Arbeitskraft sowie Erfahrungs- und Expertenwissen – orientierten sich die Hubers an der *arbeitsbasierten Binnenaufstockung*: „schönes“ Arbeiten, inner- und außerbetriebliche Erwerbskombination, zeitweiliger Konsumverzicht, Betriebsberatung durch vertraute Fachleute, verbandsmäßig organisierte Milchleistungszucht und so fort. Auf diese Weise erzielten sie ein Produktionswachstum, das sich in hohem Maß aus der stetigen Reproduktion der eigenen Ressourcenbasis speiste.

Den weitesten Manövrierraum hatten wohl die Meiers auf ihrer großbäuerlichen Acker-, Vieh- und Weinbau-Wirtschaft in Guntramsdorf am Übergang vom Wienerwald zum Wiener Becken: Ein reger Bodenmarkt bot Gelegenheit zur Akkumulierung von Flächen; die reichliche Eigenkapitalausstattung ermöglichte die Motomechanisierung weitgehend ohne Kreditlasten; die stark industrialisierte und urbanisierte Region begünstigte die lukrative Direktvermarktung von Wein, Fleisch und Eiern sowie die Kooperation mit Groß-, Zwischen- und Einzelhandel; persönliche Kontakte zu Fachleuten lieferten nützliches Insider-Wissen. Unter diesen Bedingungen folgten die Meiers dem generationenübergreifenden Stil der *familienorientierten Marktsouveränität*: Familien- und betriebswirtschaftliche Orientierungen, die Versorgung der Nachkommen und die Profitabilität der Geschäfte wurden stets aufs Neue austariert. Auf diese Weise wechselten zwar die Familienkonstellationen und Betriebsschwerpunkte. Die zwischen den Angehörigen – unter mutmaßlicher Dominanz des

Betriebsleiters – verhandelte Orientierungsfigur blieb jedoch über die Jahrzehnte weitgehend gleich.

Die Aigners auf ihrer großbäuerlichen Mischwirtschaft in Pöllendorf im Alpenvorland fanden einen mittleren Manövrierraum vor: Zwar machte dem Gesinde- und Tagelöhnerbetrieb zunächst die Knappheit auf dem ländlichen Arbeitsmarkt zu schaffen; doch dies wurde durch die reichliche Land- und Kapitalausstattung, den Zugang zu Expertenwissen, etwa über Fachexkursionen, und die genossenschaftliche Verflechtung weitgehend aufgewogen. Die Orientierung der Meiers an der *technikbasierten Außenaufstockung* verwandelte das diversifizierte, arbeitsintensive „Herrenhaus“ in einen spezialisierten, maschinen- und viehintensiven „Exkursionsbetrieb“. Ebenfalls über einen mittleren, doch anders gestalteten Manövrierraum verfügten die Kellers auf ihrem expandierenden Weinbaubetrieb am Abhang des Wienerwaldes in Guntramsdorf: Gedrängt durch die Knappheit an Lohnarbeitskräften und begünstigt durch den regen Bodenmarkt, hervorragende Direktvermarktungschancen sowie die vereinsmäßig organisierte Vermittlung zwischen Experten- und Erfahrungswissen folgten sie dem Stil des *koevolutionären Betriebswachstums*. Dabei galten Vorsicht, Sensibilität und Augenmaß im Umgang mit Natur und Technik als wegweisende Orientierungen.

Bei allen Unterschieden eint die vier – und alle ihnen typologisch ähnlichen – Fälle bäuerlicher Familienbetriebe, dass sie sich mit ihren Mikroprojekten in das produktivistische Makroprojekt der Nachkriegsjahrzehnte mit seinen Imperativen Intensivierung, Spezialisierung und Konzentration einklinkten.²⁰⁰ Doch die Alltagspraxis in den Haushalts-Betriebs-Systemen folgte teils habitualisierten, teils reflektierten Landwirtschaftsstilen, die die Akteure weder vollständig angepasst, noch gänzlich widerständig in Bezug auf den „Strukturwandel“ (re-)agieren ließen. Vielmehr eröffneten Kombinationen produktivistischer und nicht-produktivistischer Stilelemente zwar begrenzte, aber genügend weitläufige Manövrierräume jenseits des Scheideweges von „Wachsen oder Weichen“.²⁰¹ Durch abwägendes Partizipieren am und Distanzieren vom System des Produktivismus vermochten die Angehörigen der beforschten Familienbetriebe, sich die *challenges* durch entsprechende *responses* in ihren Lebenswelten anzueignen – und darüber (fast) alles unter einen Hut zu bringen.

²⁰⁰ Vgl. Brian Ilbery/Ian Bowler, From Agricultural Productivism to Post-Productivism, in: Brian Ilbery (Hg.), *The Geography of Rural Change*, London 1998, 57–84.

²⁰¹ Vgl. van der Ploeg, Virtual Farmer, 3–43.